



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

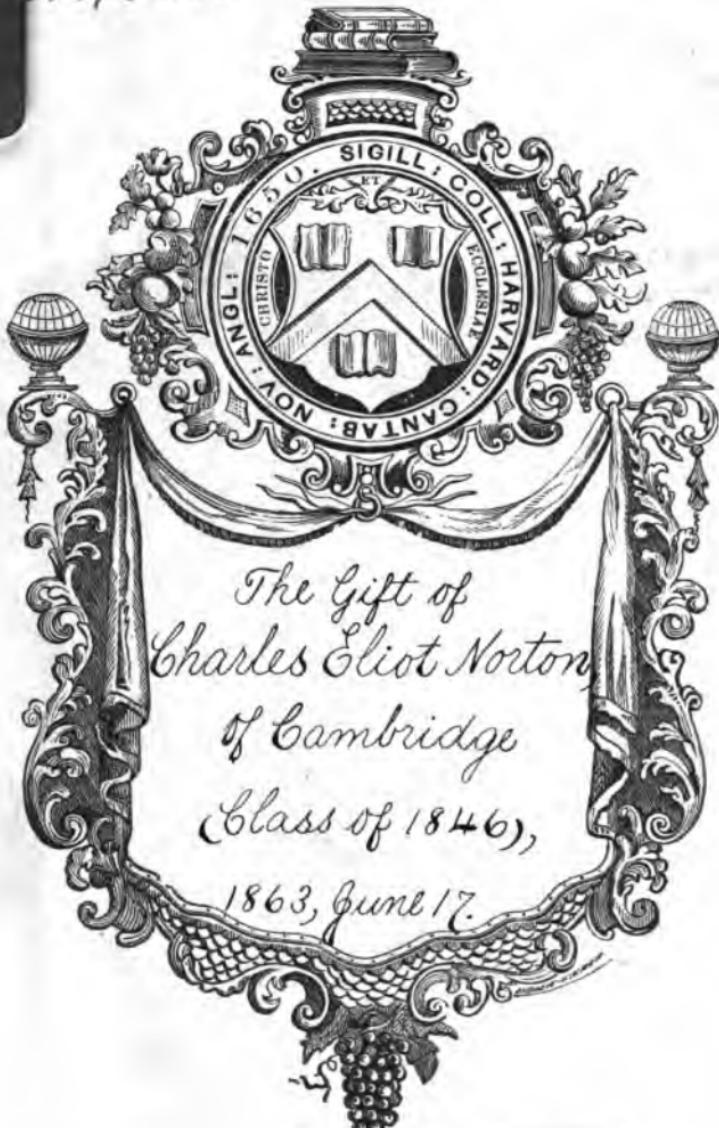
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



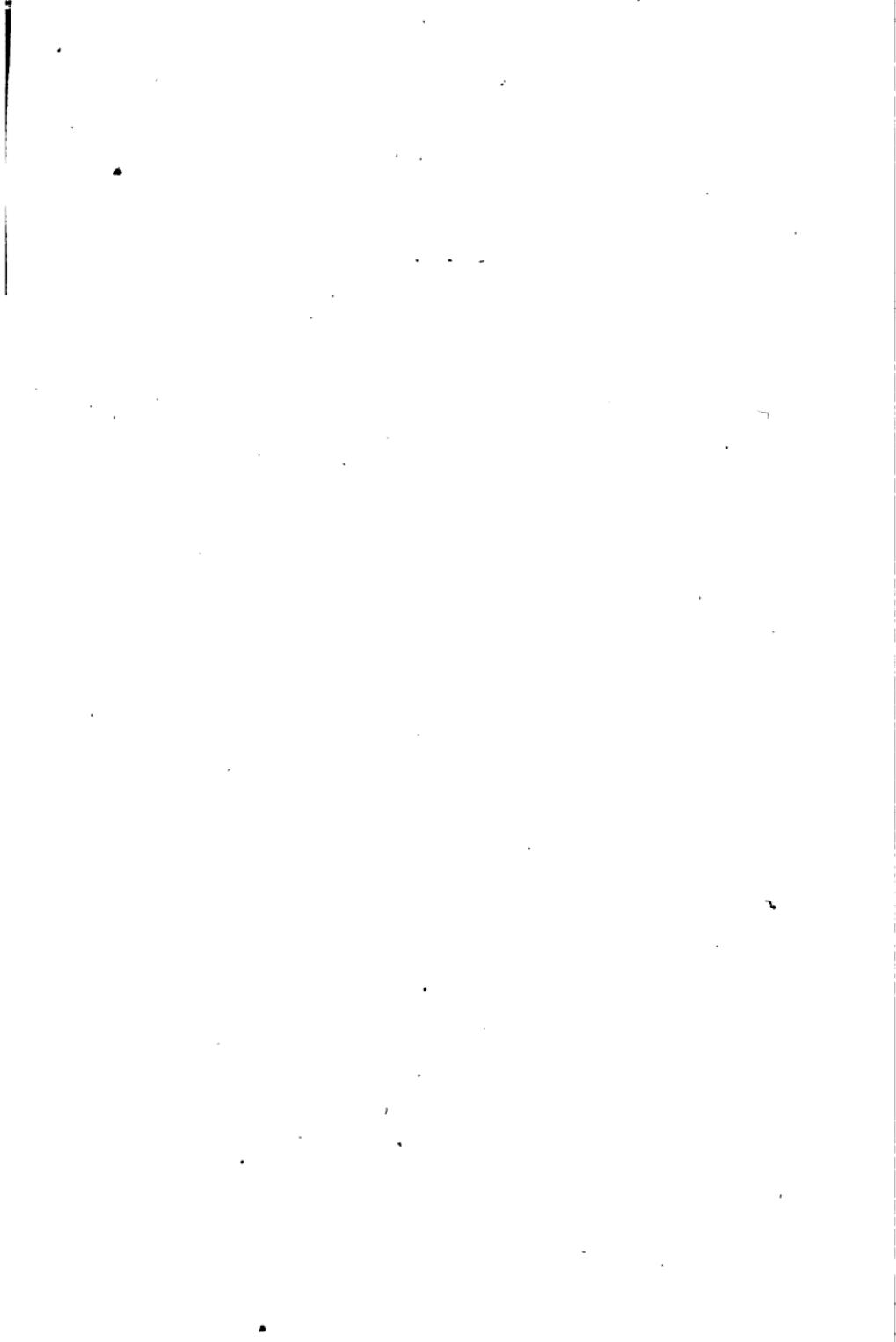
HN NSD1 J

13d. May 1871

. 488.1







Nordmann, John

DANTE'S ZEITALTER.

Literar-historische Studien

von

Johannes Nordmann.



DRESDEN,
RUDOLF KUNTZE,
Hofbuchhändler.

1852.



112

1970-1971

CONFIDENTIAL

1

CONFIDENTIAL

CONFIDENTIAL

CONFIDENTIAL

CONFIDENTIAL

D A N T E.

Literar-historische Studien

von

Johannes Nordmann.

L

Dante's Zeitalter.

DRESDEN,
RUDOLF KUNTZE,
Hofbuchhändler.

1852.

DANTE'S ZEITALTER.

Literar-historische Studien

von

Johannes Nordmann.



DRESDEN,
RUDOLF KONTZE,
Hofbuchhändler.

1852.

On 488.1 1863 June 17.

W. Charles E. Tritton 110
(Class of 1846.)

V O R R E D E.

Ich ging mit einer heiligen Scheu an die Ausarbeitung dieses Werkes, und es war mir dabei wie etwa einem Neophyten zu Muthe, der zum ersten Male in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht wurde. Die „Divina Commedia“ ist ein gewaltiger Tempelbau, der schon in seiner äusseren Structur mysteriös und fast unheimlich erscheint. Wer in seine inneren Räume mit jenen riesigen Bogensprengungen, mit jenem mächtigen Säulenwerk, das wieder mit den phantastischsten Arabesken durchschlungen ist, eintritt, den umwehen alle Schauer und Ahnungen einer Lehre, für die sich ein Gottmensch am Kreuze verblutete. Da brennt nicht allein die Ampel des Catholicismus vor dem Sanctuarium, welche die Gegenstände nur in einem unsicheren Halbdunkel lassen würde: es schreiten von verschiedenen Seiten aus dem düsteren

Hintergrunde des Schiffes gemessen langsamem Fusses die Männer der Philosophie in wallenden griechischen Gewändern, in den bunten Kleidern des Orients und in dunklen Mönchskutten heran und halten lodernde Fackeln in den Händen, die, wo sie vorüberkommen, die Bildwerke an den Wänden rasch erhellen; ihr Fusstritt wiedertönt in den Hallen und kreischt in den Nischen nach; und wenn sie endlich im Empor des Tempels schweigend zusammentreten, strömt ein Lichtmeer von ihren Fackeln aus, vor dem das Auge erblinden will.

Ich habe den schwerdamastenen Vorhang der Terzerime des Guelfen von Geburt, des Ghibellinen durch den Hass auseinandergeschlagen und habe mit der Lampe der Forschung einige Gestalten von Oben nach Unten und von anderen nur das ernste Antlitz beleuchtet. Sie schienen mir aufzuleben, obschon sie wie ihr Bildner schon Jahrhunderte todt sind: und es wird auch nie und nimmer jenes Merkmal der Unsterblichkeit verwittern, das ihnen durch die poetische Kunst aufgedrückt ist. Sie werden so lange in der Hölle seines Hasses brennen, und werden ihnen die heissen Flammen seiner Verse in das Gebein fressen, so lange man die „Divina Commedia“ liest: und man wird sie noch in Jahrhunderten lesen. Erzürnt nicht die gottge-

sendeten Poeten, auf dass sie euch nicht der Mit- und Nachwelt in dem Höllenfeuer ihrer Verse als warnendes Exempel zeigen; seid milde gegen sie, auf dass ihr nicht strenge von ihnen gerichtet werdet.

Ich theile nicht die blinde Schwärmerei für das Symbol und für die fortgeföhrte Allegorie mit jenen Asceten, welche die Poesie allen Fleisches entkleiden möchten, um ein klappern-des Skelett für die Reliquienkästen ihrer Verehrung und Andacht zu haben; ich neige mich in Bewunderung vor den antiken plastischen Schöpfungen der poetischen Kunst, die so sicher und selbstbewusst hingestellt sind, und sich in der klarsten Objectivität des Geistes und Herzens bemeistern. Dennoch muss ich mein Knie vor dem gewaltigen ernsten Dante beugen, dessen Dichtung vom Anfang zum Ende eine geheimnissvolle Allegorie ist, aus deren schwarzem Schatten aber die markigsten Gestalten mit Fleisch und Blut heraustreten, welche Rede stehen auf die Fragen, die man über die Vergangenheit, der sie angehören, an sie richtet. Die Symbolik seines Gedankenwebens, die mit einem schwarzen Flor die metaphysischen Träumereien seiner Zeit verhing, erdrückt nicht mit einem bleiernen Sargdeckel das rasch pulsirende Leben und lässt es zum vollen Athem der Handlung kommen,

wo es eben positiven Boden fassen kann. Dann sind sie Namen, die sich aus den Versen ringen, nicht weiter die Träger einer Allegorie: sie sind mit jenen historischen Personen Eins, wie in einem strenggehaltenen Geschichtswerke, das keine müssige Deutelei zulässt. Die Päpste, Tyrannen und andere Sünder werden frischweg für jene Thaten gezüchtigt, die sie in ihrem Leben begangen haben; und der spintisirende Ausleger kann sie nicht der Schuld entheben, über die Dante Buch führt, und er würde sich lächerlich machen und zu Schanden werden, wenn er in ihnen vielleicht nur ein Symbol herausschnüffeln wollte.

Dante ist gläubig: sein Glauben ist aber durch das Feuer des Zweifels und der Forschung gegangen und hat ausgestossen die unreinen Schlacken eines verderblichen Cultus; er ist fromm; doch seine Frömmigkeit hat ihren Sitz nicht allein in dem Herzen, sie steht in einem lebhaften Rapport mit dem Geiste und huldigt nur dem in brünstiger Andacht, was von dem Herzen angebetet werden darf, weil der Geist das Gebet gut heisst; er ist catholisch: doch sein Catholicismus ist nicht der überwundene Slave eines äusseren sinnlichen Cultus, der so recht auf „die Armen im Geiste“ wirkt, er ist die duftige poetische Blüthe jener reinen und un-

verfälschten Gotteslehre, welche der Menschheit die Liebe und den Frieden versprach und ihr Versprechen nur selten halten konnte, weil sie der Hass und Unverstand zur Parole nahm, sie zum Mittel einer weltlichen Macht herabwürdigte und brechen und vernichten wollte, was sich nicht gedankenlos unterjochen liess. In dem gläubig frommen catholischen D ante kommt der strafende Reformator zum Durchbruch, obgleich er süsse Legenden von Heiligen erzählt, wenn er an der Lehre, zu der er sich als Poet jener Zeit bekennen muss, den comödiantischen Aufputz sieht; er beschwört auf sein Haupt die Bannstrahlen des Nachfolgers Petri und paralisiert sie hinwieder durch seinen Fluch, durch den er sich nicht zu versündigen glaubt, ob er ihn auch gegen den sogenannten Stellvertreter Gottes auf Erden schleudert; er entschlägt sich nicht des forschenden Gedankens, indem er die Hände faltet, er anerkennt die Weisheit, wenn sie auch von heidnischen Lippen ausging, er richtet die aufständigen Zweifler gegen die Herrschaft der Religion nicht strenger, als er ihre feigen Unterthanen richtet, welche sich schon desshalb auserwählt glauben, weil sie die Augen verdrehen und an das hohle Herz pochen.

D ante ist der Dichter der Freiheit: er hasst jede frevelnde Willkür, ob sie nun von einer

gesalbten Majestät oder von dem Volke ausgehe; er ist der willige Anhänger und Diener des Gesetzes, wenn darin von dem Volke oder von dem Fürsten das unwandelbare Menschenrecht verbürgt ist. Der Florentiner Dante ist ein Republicaner: er hält an der Volksverfassung seiner Vaterstadt, die sich als nothwendiges Resultat aus der Vergangenheit herausgebildet hat, wie eine starke Eisenklammer; er findet sie aber nicht gefährdet durch den Schutz monarchischer Herrscher, die nicht als Unterdrücker ihrer Privilegien auftreten, er findet sie im Gegentheile gefährdet durch den schwindelnden Ehrgeiz und durch die Privatinteressen der Partheien, die ihr fiebererhitztes und übermuthiges Haupt aus ihrem Schoosse erheben. Dante, der Guelfe von Geburt, hat mit dem Volke und mit dem Papstthum, das sich scheinbar des Volkes annimmt, gebrochen, weil er es alle vermessenen Pläne der frevelnden Willkür wie Sturmfahren entfalten sieht; der Republicaner Dante ist in das Lager der aristocratischen Ghibellinen übergegangen, die sich unter dem Banner der kaiserlichen Macht schaaren, um gegen ihr Vaterland nicht als Unterdrücker, sondern als Retter der angestammten Freiheit zu ziehen. Dieser politische Dualismus im Charakter des Dante rechtfertigt sich und findet seine versöhnende Lösung, wenn man den Character jener

Zeit selber in das Auge fasst, die mit unserer modernen Gährung Nichts zu schaffen hat, die zumeist nur Unterdrücker und Unterdrückte hervorbringt. Wer will einen Stein erheben wider den Ghibellinen Dante, der den Guelfen abschwör? Die Liberalsten unserer Zeit würden nicht das Heldenmaass des republicanischen Ghibellinen erreichen, wenn sie auch nicht wie er eine Schrift: „de Monarchia“ an eine gekrönte Macht gerichtet hätten. Die edle und rechtliche Gesinnung allein ist der Grundstock des Characters: und diese hat Dante mit keiner That seines Lebens, mit keinem Verse seiner Dichtung und mit keinem Worte seiner anderen Schriften verleugnet und verrathen.

Der Catholik und Republicaner Dante, der, von dem Papste und von den Machthabern seiner Heimat für vogelfrei erklärt, die „harten Treppen des Exils“ beschritt, musste seinem einsamen grossen Herzen durch ein gewaltiges Werk genugthun, und er vergass dabei auch nicht die Rache dieses Herzens: er demüthigte seine Feinde dadurch, dass er sich in der ganzen Macht und Herrlichkeit seines Genies erhub. Er konnte keine Schlacht gegen seine Feinde schlagen: so fesselte er sie mit ihren Vorfahren mit den klirrenden Ketten seiner Terzinen und warf sie wie dürre Reisbündel in die Hölle; er konnte nicht Theil

nehmen an der Staatsverwaltung seiner Heimat: so stellte er sich als Regenerator der Sprache Italiens hin und spielte der Mit- und Nachwelt die Melodien vor, nach deren massgebendem Rhythmus sie fortan ihre Worte zu formen hatte. Sein stürmischer Geist konnte nicht unthätig sein, er arbeitete zeitlebens und noch über sein Leben hinaus.

Dante ass das Brod der Verbannung; da man ihm die Pforten der Heimat verriegelte und nur unter entehrenden Bedingungen wieder öffnen wollte, pochte er lieber an die Palastpforten fremder Herren, die ihn gastlich und mit offenen Armen aufnahmen. Er erniedrigte sich nie zum schmeichelnden Diener und verliess die Höfe, an denen man ihn nicht als Freund halten wollte. Was er verlangte, war nur ein Asyl; er überliess gerne den anderen Gauklern und Spielleuten den müssigen Ruhm des Tages oder ein buntes Gewand, während er in seiner etwas unkleidsamen wollenen Tunica mit übergeschlagener Capuze mit seinen flammenden dunklen Augen weitaus in die Zukunft schaute. In der Verbannung meisselte er die Marmorsteine zurecht, aus denen er nachgerade den Tempel seiner „Divina Commedia“ aufbaute, mit jenen unterirdischen Catacomben, darin Sarg an Sarg mit unverwitterlichen Gestalten gereiht steht, mit jener mächtigen Kup-

pel, deren weithin flimmerndes goldenes Kreuz als Fingerzeig zum Himmel emporstrebt.

Das Genie erhält zumeist seine Reife und Vollendung durch das Unglück: Dante gibt ein Zeugniss für diesen finsternen Ausspruch ab, der in der christlichen Kunst eine ernste Wahrheit geworden ist. Der schwarze Schatten des Unglücks ging hinter ihm auf jedem Schritte seines Lebens; sein Herz war durch alle Prüfungen und Martern des Schmerzes, wie der Vesuv durch die glühende Lava, zum Boden gemacht, auf dem nur der Lacrimächristi-Wein seiner Poesie gedeihen konnte. Ihm war die Liebe gestorben; er fand nicht das Glück am häuslichen Heerde; sein Weib folgte ihm nicht in die Verbannung; seine nächsten Verwandten waren seine erbittertsten Feinde; sein Vaterland, für dessen Wohl er lange bange Nächte durchwachte, verkannte und stiess ihn hinaus wie einen Verbrecher. Ein geringerer Geist musste solchen Unglücksschlägen erliegen: Dante erlag nicht, er erhub sich über sein schwarzes Geschick und brachte es wie einen besieгten Feind unter sich.

Es braucht Jahrhunderte, um ein gewaltiges Genie zu reifen, so wie Generationen von Bäumen einer Waldung, die nachgerade gefällt wurden oder auch vermoderten, ihr Laubwerk abliefern mussten, um eine tausendjährige Eiche gross und

gewaltig zu machen. Dante war ein solches Genie, und sein Werk ist eine solche Eiche. Die Wurzeln dieses Werkes haben ihre Ausläufer in der fernsten Vergangenheit; wer diese Eiche ausgraben wollte, der würde den Boden Italiens von Norden nach Süden aufwühlen müssen: denn sie wurzelt in dem gesammten Italien. Italien, das so reich an Kunstschatzen ist, hat keinen besseren und reicherem Schatz als die „Divina Commedia“ Dantes.

Die Kraft meines Geistes ist zu geringe, ich weiss es, um Dantes Standbild in seiner ganzen Heldengrösse auszumeisseln; es ist eine schwierige Aufgabe, das mächtige historische Piedestal als Unterbau für dieses Standbild aufzurichten; es ist ein kritisches Meisterstück, daran in scharf-begrenzten Conturen die Basreliefs seines Werkes anzubringen. Ich habe mich mit der bescheidenen Kraft meines Geistes an dies Unternehmen gewagt, und habe meinen Lohn dahin, wenn ich auch nur ein Kleines zum Verständniss dieses grossen Poeten beigetragen habe.

Wien, im December 1851.

Johannes Nordmann.

INHALTSVERZEICHNISS.

	Seite
Dämmerung	1
Ueber den Ursprung der romanischen Sprachen	25
Bertran de Born	38
Italienische Provençalen	71
Geistige Herrschaft	78
Kämpfe	91
Practische Wissenschaften	116
Michael Scott	131
Poeten vor Dante	141
Das Trivium und Quadrivium	161
Ein Bluturtheil und seine Sühnung	172



DÄMMERUNG.

„Die Seele ist auf der Wanderschaft,
Zu Mekka liegt der Leib in Haft.“

Der Phönix der Wissenschaft verjüngte sich in Italien auf's Neue; die Luft, die von der anbrechenden Freiheit durch die Asche des Holzstosses ging, weckte die halb erstorbenen Funken; bald zündeten hundert rothe Flammen empor; die Fackel der Aufklärung entzündete sich und wurde von Land zu Land getragen. Es ist ein interessantes Studium, zu erforschen, wie sich nach dem Sturze der römischen Weltherrschaft, in dem auch die Wissenschaft zusammenbrach, diese nachgerade wieder aus den Trümmern aufraffte, gleich dem sagenhaften Ahasverus, der nie und nirgend sterben kann.

Die Schriften der Griechen und Römer verhalten sich zu einander wie Original und Copie. Die römische Weltherrschaft, die mit gewaltiger Faust erobern und die entferntesten störrigen Völker unter ihr Joch beugen wollte, hatte die heilige und ursprüngliche Schöpfungskraft des Herzens und des Geistes für die Wissenschaft

und Kunst eingebüsst; wenn sie sich auch zur Zeit der Waffenstillstände scheinbar zu künstlerischen Interessen hinneigte, so wollte sie damit nur wie mit Arabesken die ungeschlachte Säule ihrer Macht umschlingen, und es galt ihr gleich, ob sie dazu die Erzeugnisse der Etrusker und Oscier oder aber den orientalisch phantastischen Schmuck verwendete. Der römische Patricier würdigte wohl die griechische Philosophie seiner Protection, er behandelte aber die Lehrer derselben wie Slaven, die nie vergessen durften, dass der stets lächelnde Gebieter sie an seiner Tafel eigentlich nur grossmäthig duldet. Caesar Augustus hatte noch die Grossherren-Laune, schönrednerische Parasiten an seinem Hofe zu füttern, aber der finstere Tiberius trieb sie fort wie müssiges Gesindel, das ihm nur im Wege stand. Zwar hatten noch später Trajanus und Einige seiner Nachfolger ein mildes Lächeln und Kopfnicken für die Wissenschaft; diese aber ging schon raschen Schrittes ihrem Untergange zu, den nicht die genielose Redseligkeit einiger Grammatiker und Rhetoriker verhüten konnte. Diesen Untergang beschleunigte noch die intolerante Wuth der Kirchenväter des nachgerade erstarrenden Christenthums, welche alle heidnischen Schriftsteller in Bausch und Bogen verwarf. Das ascetische Leben dieser Männer war nicht

aller Begeisterung ledig: das bewiesen die verzückten Visionen ihrer erhitzten Phantasie. Ob sie auch den alten Homeros mit seinem Mythus verdammt und nur auf „das Buch der Bücher“ schworen, würden sie selbst durch diese Richtung den Impuls zu einem neuen Style der Wissenschaft gegeben haben, wenn sie für ihre Doctrinen neue Behälter gearbeitet hätten; das aber war ihnen zu mühevoll, und sie brachen nur von dem künstlerisch geschmückten Schatzkästlein der lateinischen Sprache jeden Zierrath ab und strebten die nüchternste Einfachheit an. So hatten die Barbaren eigentlich nichts mehr zu zerstören, denn die kunstfeindlichen Kirchenväter hatten schon ihr Werk der Vernichtung zur Hälfte vollbracht.

Man malt diese frevelnde Barbarenwirthschaft mit den schwärzesten Farben; doch gibt es wieder Einige, welche dem geradezu widersprechen und des Ostgothen Theodoric mit dem entschiedensten Lobe erwähnen. Die Ostgothen waren auch nicht so arg, wie man sie gewöhnlich hinstellt, und es war vor ihrem Einfall in Italien schon der milde Hauch des Christenthums über ihre Herzen gegangen. Ihre Gesetze verwehrten auf das Strengste eine blind wührende Willkür; sie beugten sich ehrfürchtig vor der Autorität der Wissenschaft und liessen ihren Meistern und Jüngern kein Haar krümmen.

Versammelte doch Theodorich um sich die grössten Geister jener Zeit: Cassiodorus, Boëthius und Andere. Freilich erwächte in ihm wieder der wilde Krieger aus dem Norden, und er liess in einer zornigen Anwandlung den Boëthius, mit dem er wegen religiöser Meinungsverschiedenheit in Streit gerathen war, einkerkern und im Jahre 526 enthauplen. Der milde Himmel Italiens musste auf diese nordischen Völker mächtig einwirken; er allein konnte den in ihnen versunkenen künstlerischen Trieb wach rufen, mit dem man sie ausstattet und dem man auch jenen gothischen Baustyl zuschreibt, der aber nur durch die Bewunderung der antiken Paläste und Tempel Roms zum schöpferischen Durchschlag kommen konnte.

Jedenfalls waren die Longobarden noch ungeberdig wilder als die Ostgothen, und ihr Führer Alboin musste ein Wütherich „vom unreinsten Wasser“ gewesen sein. Mit ihrem Einfall beginnt auch erst die eigentliche Finsterniss in Italien, die aber nur so weit ihre unheimlich schwarzen Schatten ausbreitete, als ihre Eroberungszüge wie Wolken gingen. Wohin sie nicht kamen, dort konnten noch immer hastig die Kleinodien in den Klöstern und an anderen Orten verkramt und vergraben werden. Als in der Folgezeit Authar den katholischen Glauben

annahm und als Luitprand die longobardischen Satzungen nach dem römischen Gesetze modifirte, dachten auch diese Barbaren daran, sich in den friedlichen Künsten zu versuchen, deren Ausübung sie ehedem als eine weibische Beschäftigung verachtet hatten. So kam es, dass die Männer, welche Carl den Grossen nach seiner Eroberung Italiens mit ihrem Rathe umstanden, grossentheils Longobarden waren.

Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir eingestehen, dass auch Carl der Große, als er von den Alpen herabstieg, und bevor ihm der Papst die Pforten von Italien öffnete, nicht aus eingeborenem Triebe ein Freund der Künste und Wissenschaften geworden wäre, hätten ihn nicht ihre gewaltigen und zauberhaften Ueberreste so mächtig überkommen, dass in ihm der Gedanke reiste, sich nicht allein auf den Schlachtfeldern, sondern auch auf eine friedlich schönere Weise für seine Zeit und für die Nachwelt berühmt zu machen. Von da an gab er den gelehrt Schulen, die im Absterben waren, durch seinen Herrscherwillen eine frische Lebenskraft; und kommen auch die Universitäten von Paris und Bologna und die medicinische Schule von Salerno nicht auf seine Rechnung, so hatte er doch Aeste, die bereits dürr und fast morsch am Baume der Wissenschaft herab-

hingen, wieder zum Grünen und Blühenschlagen gebracht. Was er aufbaute, ging unter seinen Nachfolgern zu Grunde; die Macht der Finsterniss brach auf's Neue herein, und sie dauerte bis zum Jahre 1000 an. Die von ihm und von seinen Nachfolgern errichteten Schulen erzielten bis zum Aufgange des eissten Jahrhunderts keine wesentlichen Resultate für die Aufklärung der Menschheit; ihre Lehren verrannten sich im Irrgarten der Chimäre und der Zweifel; sie verhinderten zwar die gänzliche Unwissenheit, sie waren aber auch nicht stark genug, einen ausreichenden Ersatz dafür zu bieten. Eine mystisch polemische Theologie steckte in den Klöstern ihre schwarzen Banner auf, die schauerlich im Winde flatterten. Diese Theologie war nur die durch das Feuer einiger traumhaft erhitzter Thoren geschmolzene Masse; darunter wurde gemengt die scholastisch aufgefasste Philosophie des Aristoteles mit dem Drum und Dran seiner arabischen Commentatoren: das gährte und brodelte, zischte und schäumte; und wenn der Inhalt über den Kessel ausströmte, so musste er den grünen Teppich der Natur auf immerdar versengen. Zwei Mönchsorden, angeführt von den seraphischen und angelischen Doctoren, füssend auf einer willkürlich angemassenen Autorität, ausgerüstet mit den schneidendsten Waffen

der Dialectik, von denen wir noch später sprechen werden, veranlassten einen Kampf auf Leben und Tod mit ihren zweifelsüchtigen und halsstarrigen Gegnern; das Volk schaute jetzt bewundernd und dann wieder entsetzt diesem blutigen Kampfe zu; der hartnäckig und unentschieden blieb, bis man ihn damit beendigte, dass man die Gegner, die man nicht mit der Waffe in der Hand überwinden konnte, als Ketzer erklärte und gebünden auf die flammenden Heizstösse schleppete.

In jener Zeit wurde jedes Feld der Wissenschaft nicht mit offen ehrlichen Handgriffen bebaut; man untergrub es vielmehr, hüllte die Forschungen in ein geheimnisvolles Dunkel und gab ihren Resultaten einen zauberhaft cabalistischen Anstrich. Man trug sich viel mit übernatürlichen Einwirkungen und sprach davon mit so unheimlichen Worten, dass es die Zuhörer in das Mark hinein fröstelte. Die Astronomie wollte das künftige Geschick der Menschen in den Sternen lesen; die Chemie bereitete als Alchymie Lebenselexire und rühmte sich, Gold aus unedlem Metalle zu machen; die Medicina sprach hochtrabend aphoristisch zerfahrene Sätze und reichte ihren Patienten Amulette als Heilmittel. Die ganze Wissenschaft war zigeunerhaft entartet, und der Betrug eines Quacksalbers trug den Sieg über den gewissenhaften Forscher da-

von. Wer sich die Mühe nehmen will, darüber Näheres zu erfahren, der findet eine Menge dickeleiiger Folianten aus jener Zeit.

Italien erholte sich zuerst von diesem krankhaften Zustand; es lag auch nie daran so schwer nieder, wie die Völker jenseits der Alpen. Es wurden zeitweise italienische Gelehrte nach dem Norden berufen, und wir nennen hier nur den Thomas d'Aquino, Lanfranc und Anselmus, die als Begründer der Schule du Bec in der Normandie zu gelten haben, und die nachgerade den Bischofssitz zu Canterbury einnahmen, um dort die Vermittler zwischen den englischen Fürsten und den römischen Päpsten zu spielen. Die Schule in der Normandie blühte lange vor dem Auftreten des Abälard und seines Schülers Pietro Lombardo an der Universität zu Paris, das ganz Europa so zu sagen in seinen Grundvesten erschütterte. Italien selbst öffnete aber seine Schulen nicht den Kämpfen der polemischen Theologie und der scholastischen Philosophie: sie mussten in England und Frankreich ausgekämpft werden. Ob die Universitäten von Paris und Oxford älter seien als die Hochschulen von Salerno und Bologna: diese Streitfrage mag den Fachgelehrten überlassen bleiben. Bologna aber war seit undenklichen Zeiten immer freigiebig

von Kaisern und Päpsten bedacht; und es gab eine Zeit, da dreizehntausend Studenten aus allen Weltgegenden seine Hallen füllten, da die grössten Gelehrten in seinen Strassen wandelten, und die Grade der Doctoren und Baccalauren und andere academische Würden dort zuerst eingeführt wurden. Dort eröffnete Irnerius, ein Günstling Heinrichs V. und der Gräfin Mathilde, gegen Anfang des zwölften Jahrhunderts die erste Rechtsschule, um die Pandecten Justinians, die für verloren gehalten und von den Pisanern bei der Eroberung von Amalfi wieder aufgefunden wurden, zu erklären; und nach diesem Beispiel bildeten sich andere Rechtsschulen in der Lombardei und in Toscana. Das Studium der Rechte, aus dem sich die neuen republicanischen Verfassungen losrangen, nahm bald alle Geister in Italien in Anspruch und verfehlte seine Wirkung nicht auf das übrige Europa, da durch dasselbe wieder das Gemeindewesen zum Durchbruch kam, das sich des leidigen und lästigen Lehenwesens zornig entäusserte. Die Rechtsstudien hatten in Italien einen practischen Erfolg; man berief die obrigkeitlichen Personen nicht wie früher von den Schlachtfeldern, sondern von der Universität; die Leitung der Staatsangelegenheiten im Innern und ihre Vertretung nach Aussen durch Gesandtschaften kam in die

Hände von Gelehrten. Venedig, Pisa und Genua gaben ihr „Consolato del Mare“ heraus, das so zu sagen der Grundstein der europäischen Diplomatie wurde. Es machte einen seltsamen Eindruck, als die Städte des lombardischen Bundes ihre Abgeordneten, die Schüler des Irnerius, am Friedrich Barbarossa nach Constanz zum Abschlusse des Friedens schickten, die so selbstbewusst auftraten und forderten; und es dämmerte bald in Allen die Ahnung, dass von nun an das Schwert aufgehört habe zu herrschen, und dass jetzt die Reihe an das Wort der Wissenschaft komme.

Die Schule von Salerno, deren Gründung sich in das tiefste Dunkel der Geschichte verliert, erfuhr um das Jahr 1060 eine glänzende Reorganisirung durch Constantinus Africanus. Dieser Gelehrte war von Geburt und Abstammung ein Carthager, hatte durch neun und dreissig Jahre Egypten, Indien und Persien bereist und kam mit ungeheuren Schätzen beladen in Salerno an. Er konnte alle todtten und lebenden Sprachen lesen, reden und schreiben, hatte die berühmtesten Widersacher seiner Doctrinen im Osten und Westen überwunden, hatte die besten Werke griechischer, chaldäischer und arabischer Gelehrsamkeit gesammelt und übersetzt; überall als Zauberer und Ketzer verfolgt

und durch alle Lande abentheuernd fand er ein ruhiges Asyl an dem Hofe der Normannen in Apulien; die ihm eben Salerno als Wirkungskreis einräumten; später zog er sich in das Kloster Monte Casino zurück, wo er sein mühevollles Leben beendigte.

Während die Rechtsschulen der lombardischen und toscanischen Republiken Licht in die tote Masse der Gelehrsamkeit brachten und so ein lebendiges Resultat für die eigene bürgerliche Freiheit erzielten, während der Handel der Städte mit dem griechischen Reiche und mit den Mauren in Spanien die Fundgruben der griechischen und arabischen Wissenschaft eröffnete, übertrugen Venedig und Genua schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ihren besten Bürgern und Beamten die Abfassung von Geschichtsbüchern, und damit wurde den Legendenschreibern und absurdsten Chronisten, die sich in den Klöstern krumm und lahm sassen, ihr verderbliches Handwerk gelegt.

Alle diese Anstrengungen im Reiche der Wissenschaft wären erfolglos geblieben, wenn nicht eine gewaltige Gährung in der Sprache selber vorgefallen wäre. Das Lateinische konnte bei der nachgeraden Entwicklung der Volksfreiheit nicht länger der Dolmetsch bleiben zwischen der Schule und dem Staate: es musste sich aus

der gelehrten Sprache, die theils aus blinder Pietät und theils aus Bequemlichkeit beibehalten wurde, eine neue Sprache für den raschen Verkehr herausbilden, was eben erleichtert wurde durch den weit verbreiteten Handelsrapport mit den verschiedensten Völkern.

Durch den Contact der nordischen Völker mit den Eingebornen des römischen Reiches musste die lateinische Sprache, die in dem eroberten cisalpinischen Gallien vielleicht nie ganz rein war, stückweise seine ursprüngliche Vollkommenheit einbüßen und entartete in einen Volksdialect, der zwar nie ganz die Mutter verleugnete, der aber auch so zu sagen nur ihr ungezogenes Kind war, dem sie jede Unart hingehen liess. Dieser Dialect wurde nachgerade unter dem Namen der romanischen Sprache anerkannt; er wurde in allen römischen Provinzen Galliens und Spaniens gesprochen und war so die gemeinsame Quelle der neueren Sprachen des südlichen Europa. Es versteht sich von selbst, dass durch Ortsverschiedenheit und durch andere Charakter- und Gesittungsverhältnisse der Sprechenden von dieser Quelle wieder frische Dialecte ausgingen: und so entstanden die Sprachen von Languedoc und Languedoil oder der Provence und des nördlichen Frankreichs, und die spanische und italienische Sprache.

Die italienische Sprache scheint sich später als die anderen gebildet zu haben; nicht etwa deshalb, weil vielleicht die Entartung des Lateinischen hier später eingetreten wäre, was nicht der Fall ist, und vor Allem nicht in dem nördlichen Italien, wo sie schon durch die Herrschaft der Longobarden geschehen sein musste; sondern deshalb, weil sie noch gleichsam unter den Augen und unter der Aufsicht der Mutter war, die sie rasch corrigiren konnte, und weil sich das Lateinische in seinem Geburtslande länger erhalten musste, wo es überdies noch einen mächtigen Schutz in den Klöstern, in den Schulen und in der Liturgie fand.

Das Italienische führte lange Zeit als bettelhafter Dialect ein armseliges Dasein; es hatte nicht Haus und Hof und war so recht auf die Strasse gesetzt; man stiess den Bettler von den Klosterpforten und von den Pforten der Paläste, weil er in einem zerfahrenen Gewande, dem nur fast unkenntliche classische Lappen aufgenäht waren, einherging; die politische Gebarung des Volkes aber, die später maassgebend wurde, und die Wahrnehmung, dass ein anderer Dialect aus der Quelle der romanischen Sprache ein künstlerisches Resultat, nemlich die Poesie der provençalischen Troubadours, geschöpft hatte, vermittelte ihm nun mit einem Male einen

mächtigen Schutz; man fand ihn nicht mehr so hässlich und verachtenswerth; man fand vielmehr in ihm eine energische Muskelkraft, die Grosses auszurichten im Stande gewesen sein würde, wenn man davon den gehörigen Gebrauch gemacht hätte. Dieser späten Anerkennung mögen auch die örtlich verschiedenen Dialecte des Italienischen zuzuschreiben sein, welche wieder aus den verschiedenen teutonischen Stämmen, die sich hier und dort niederliessen, entstanden und nachgerade aus Rivalität gegen die Nachbarrepubliken beibehalten wurden. Dieser Umstand macht sich noch heute geltend: in Rom, in Venedig und im südlichen Toscana, wo sich die Fremdherrschaft nicht so breit setzte, finden sich unverfälscht die Mutterlaute des Lateinischen, während sieh im Pothale, in der Lombardie, in Piemont und in der Romagna die barbarische Einmischung durch Härte und Rauheit, die freilich wieder eine gewisse Kraft und Kürze bedingen, durch den scharfen gallischen Nasenlaut, durch das gothische Poltern von Diphthongen und Consonanten bemerkbar macht; sowie auch der spitze Dialect der Calabrier und der tiefe Kehlton der Inselbewohner deutlich den griechischen und saracenischen Einfluss erkennen lässt.

Die Wanderer der Wüste, geführt von den Nachfolgern des Propheten, „waren den vier ent-

gegengesetzten Richtungen des Windes gefolgt und hatten sich mit einer Tapferkeit über die Erde verbreitet, deren Ruf allein schon zum Siege genügte; sie hatten mehr Feinde geschlagen, als sie zählen, und mehr Land unterjocht, als sie durchreisen konnten“; nun machten sie Rast, gönnten sich Ruhe und pflegten die friedlichen Künste. Bei der Eroberung von Egypten mit den Griechen in Berührung kommend hatten sie diesen die Fackel der Gelehrsamkeit entrissen; sie flackerte aber anfänglich nur düster und beleuchtete nur mit unsichern Streiflichtern die Gegenstände der Erkenntniss; erst unter dem Abbassiden Al-Raschid und unter seinen Nachfolgern warf sie ihr strahlendes Licht weit hin, dass allüberall heller Tag war. Europa hat ihnen seine wichtigsten Aufschlüsse in der Medicin, Astronomie, Physik, Schifffahrtskunde und in anderen Künsten zu danken; und man muss es geradezu sagen, dass die Aufklärung wie das Sonnenlicht im Osten anbrach. Sie liessen auf ihren Eroberungszügen die Wissenschaft nicht hinter sich, und so geschah es, dass Spanien unter der Dynastie der Omajaden zur duftigsten Blüthe kam. Nicht so glücklich war Sicilien durch den Einfall der Saracenen; das lag aber darin, dass diese dort nie recht sicheren Fuss fassen konnten und

sich immer auf hoher See herumzuschlagen hatten. Dennoch wäre diese Insel und die Schule von Salerno darauf nie zu einem so gelehrten Ansehen ohne africanische und arabische Einwirkung gekommen; und dieses Ansehen verblieb ihr, weil die Saracenen bei der normannischen Eroberung schonend behandelt wurden, und weil sie sich eines mächtigen Schutzes am Hofe Friedrichs II. und seines Sohnes Manfred erfreuteten. Ihre Philosophie wurzelte in der Doctrine der Griechen; nicht so ihre Poesie, die ganz den ursprünglichen Typus ihrer Heimat und nur das örtliche Colorit von Sicilien und Spanien trug. Diese Poesie war durchhaucht von indischen Wohlgerüchen; sie wurde überdies so heilig gehalten wie ihre Religion, und die Werke der Dichter wurden in den Tempeln aufgehängt, was jedenfalls eine schönere und tiefere Bedeutung hat, als der Reliquiendienst des christlichen Cultus. Ihre Phantasie fand keine Freude an den nackten und nüchternen poetischen Gebilden der Griechen und hielt es nicht der Mühe werth, sie in ihre bilderreiche Sprache zu übertragen. Daher stammt wohl jener eigenthümliche Styl, der von den Saracenen in dem südlichen Italien eingebürgert wurde; und so konnte sich auch die Romantik erzeugen, die eben ihren Ursprung in der arabischen und persischen Poesie

sucht. Man kann noch weiter behaupten, dass der Reim, der Rhythmus, das Maass provençalischer, französischer und italienischer Verse, die Form der Sonette und anderer Liederarten aus dem Oriente stammen.

Um die Mitte des eilften Jahrhunderts neigte sich die maurische Herrschaft in Spanien zum Untergange. Die Eifersüchteleien ihrer kleinen Fürsten und ihre Christenverfolgungen bewirkten, dass sich viele berühmte Verbannte an die christlichen Höfe von Aragonien und Catalonien flüchteten, die nun zum Danke ihren Beschützern Erzählungen und Gedichte brachten und sie in ihre Künste und Wissenschaften einweihten; diese Höfe waren aber damals wegen ihrer Bildung gepriesen. Durch die Vereinigung Cataloniens und der Provence im Jahre 1092 ging der Ruf der Bildung von Spanien auf den Hof der Provence über. Dieser Hof genoss die Musse eines langen Friedens und konnte sich in allen ritterlichen Künsten hervorthun, so dass er auch bald die Schule des echten Ritterthums wurde, welche alle schönen Frauen und tapferen Edelleute besuchen mussten, weil sie nur auf diese Weise würdig Lanzen brechen und in der Liebe fertige Meister werden konnten. Dort entfaltete auch die Rose der Poesie der Troubadours ihre duftigen Blätter. Guilt-

laume, Herzog von Guyenne, wird als der erste Dichter des romanischen Minnegesanges aufgeführt, er lebte um das Jahr 1092; die eigentliche Blüthezeit begann aber erst in der Mitte des zwölften und dauerte bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts. Die langwierigen Kriege Castiliens mit den spanischen Mauren, die Kreuzzüge, die Eroberung eines Theiles von Languedoc durch die Engländer und andere politische Ereignisse brachten sämmtliche Ritter von Europa in Rapport, wodurch diese Poesie ein Gemeingut der Christenheit und das provençalische die herrschende Sprache wurde. Da die verschiedenen romanischen Dialecte nicht scharf abgegrenzt waren, verschmolz die spanische mit der provençalischen Poesie, und diese machte ihren Weg an alle europäischen Höfe. Die Troubadours wurden allüberall mit offenen Armen aufgenommen, die Fallbrücken der Burgen wurden niedergelassen, wenn man sie in der Ferne heranreiten sah, und der Thorwart stiess in das Horn zu ihrem feierlichen Empfange. Ihre Kunst galt als Glorie der ritterlichen Tapferkeit, und die stolzen Herren traten als Bundesgenossen in ihre Reihen. Friedrich Barbarossa und Richard von England, die Herren von Poitou, Orange, Auvergne, Montserrat und später Alfonso II. und Pe-

dro III. von Aragonien geizten um den Ruhm und Titel eines Minnesängers. Es konnte nicht anders sein; als dass auf diese Weise auch das Familienleben von der Romantik blüthenreich durchrankt wurde. Es überkam eine fast weibische Galanterie diese geharnischten Männer; diese Galanterie lockerte alle Bande der Sittlichkeit, denn es wuchsen aus ihr hervor falsche Begriffe von Ehre, Loyalität und Hingebung. Abentheuer im Gefolge der waghalsigsten Thorheiten waren an der Tagesordnung; man tanzte jetzt wie ein rasendes Weib und schlug sich hinterher wie ein Held; man weinte sich die Augen roth und härmte sich die Wangen bleich um ein unbedeutendes Wörtlein der angebeteten Frau, und man tödete seinen Freund um eine Misere, ohne darüber sein Gewissen zu beunruhigen; man mordete wie ein Cannibale und beichtete wie ein ascetischer Klosterbruder. Das war die Zeit, da ein schöner Page, der einige klingende Accorde zu greifen und ein rührendes Lied zu singen wusste, ungestraft die Augen in Liebe zu einer Fürstin erheben durfte und Gnade vor ihrem Herzen fand, die später den Thron von Frankreich und England bestieg; das war die Zeit, da ein anderer Troubadour zeitlebens von Grösse und Herrschaft träumte und nahe

daran war, den Lorbeer mit dem kaiserlichen Diadem zu vertauschen.

Nachgerade verpflanzte sich die Poesie der Troubadours aus der Provence an die Höfe des Nordens und Südens und musste eben die Gewandung des Volkes tragen, an dessen Thüre sie pochte, um sich niederlassen zu können. Bei den scandinavischen und gothischen Stämmen im Norden fand sie schon eine uralte Rivalin, die ihr Ahnenregister bis zu Theodorich und Attila hinaufleitete, nemlich eine eingeborne Volkspoesie, die aber unter den Hufen der Schlachtrosse zertreten werden musste. Bei den scandinavischen Seeräubern, die sich unter dem Namen der Dänen und Normannen an den Küsten Englands und Frankreichs festsetzten, haben sich fragmentarische Traditionen dieser Volkspoesie lange erhalten und sich so zu sagen in die romanischen Dialecte der Verdrängten eingeschmuggelt. Der Harfe des Taillefer, welcher Wilhelm in die grosse Schlacht folgte, durch die ein Stück der Insel in seine Hand fiel, wird ein nicht geringes Theil des Sieges zugeschrieben. Das Normannische soll lange vorgehalten haben, und man spricht auch von einem Romanisch-Wallonischen, das einen eigenen Dialect bildete, in dem die Lieder gedichtet sein sollen, mit denen Heloise

das Herz des weltweisen Abälard bezwang. Das mag seine volle Richtigkeit haben, obwohl es nicht historisch erwiesen ist; das aber ist gewiss, dass die provençalische Sprache noch zur Zeit des Philipp August und des Richard Löwenherz im nördlichen Frankreich und England gesprochen und gesungen wurde, und dass demnach viele Ritterromanzen, deren Ursprung man in der Normandie und in der Bretagne sucht, eher Ableger der provençalischen als der deutschen und scandinavischen Poesie waren.

Mit den Kriegen in Spanien und Palestina gab es auch neue Abentheuer in Hülle und Fülle. Der Orient mit seiner geheimnissvollen Welt, an deren Schwelle man stand oder eigentlich kniete, bot den heimkehrenden Erzählern die Handhabe, so recht ins Blaue und Fabelhafte hinein mit Geschichten von reizenden Feeen, von bezauberten Gärten und von anderem Unglaublichen loszulegen, dass man vor entzücktem Erstaunen nicht zur reifen Ueberlegung kommen konnte.

Auch Italien wurde durch die Saracenen in Sicilien, durch seine Handelsverbindungen mit den Mauren und mit den christlichen Fürsten Spaniens, durch seine Kriegs- und Seefahrten nach dem Oriente mit der arabischen, französischen und provençalischen Poesie bekannt. Es

gab zwar in der Lombardie und in Toscana keine offenen Liebeshöfe, doch fanden die Troubadours und Mynstrels und noch öfter ihre Jongleurs und Spielleute immer eine gastliche Aufnahme und wurden von dem Volke auf den Strassen, das sich Mühe gab, ihre Sprache zu verstehen, jubelnd begrüßt. Diese Bewunderung mag die Nachahmung hervorgerufen haben, in dem eigenen Dialecte ähnliche Reime zu setzen. In Italien aber, wo sich der Stand der Gelehrten oft aristocratisch von dem Volke absonderte, mussten die ersten Blüthen der landeseigenthümlichen Poesie, weil sie nicht mehr in dem feinen Latein, sondern in der grobkörnigen Vulgar sprache abgesungen wurden, bald unter die Füsse getreten werden, und man gab sich also auch keine Mühe, sie zu sammeln und den Nachkommen zu überliefern. Als aber die Harfen der Troubadours immer lauter und siegesüber müthiger rauschten und tönten und alle Herzen aus dem Schlummer rissen, erkannte man mit heimlicher Scham, dass man es sich von den Nachbarn und Fremden hatte zuvorthun lassen; man legte nun den Justinian und S. Augustinus bei Seite, nahm die bestäubten und von Spinneweben umzogenen Instrumente von der Wand, trat mit den neuen Sängern in die Schranken und sang wetteifernd mit ihnen, dass

es lauthin durch das ganze Land erscholl wie in einer weichen Frühlingsnacht von hundert Nachtigallen. Die frühesten vorhandenen Proben italienischer Poesie, die wahrscheinlich an dem einzigen Hofe mitten unter den republicanischen Staaten entstanden, waren das Echo der französischen Romanzen und waren in provençalischer Sprache geschrieben, weshalb auch Sordello von Mantua und einige andere Dichter aus Venedig und Genua unter den Troubadours aufgeführt werden.

Der eigentliche Anfang der italienischen Poesie fällt in den Aufgang des dreizehnten Jahrhunderts und geht von dem sizilischen Hofe aus. Wir begegnen nun dem Ciullo d'Alcamo, von dem nur einige roh gemeisselte Strophen übrig geblieben sind, und vielen Rittern und Notaren am Hofe Friedrichs II., der selber ein Saitenspiel unter seinem Kaisermantel trug, dessen beiden Söhnen und seinem Geheimschreiber Pier delle Vigne; weiter begegnen wir Republikanern vom reinsten Wasser: dem Ghibellinen Guido Guinizelli aus Bologna, dem gelehrten Brunetto Latini, dem ernsten und bleichen Verbannten Guido Cavalcanti; und weiter den Fra Guido d'Arezzo und Dante da Majano, denen sich auch eine reizende Dame Nina anschliesst. Aber die Lieder aller dieser

und noch anderer Dichter hatten keine durchschlagende Wirkung auf das Volk, und sie haben jetzt nur ein Interesse für die Literarhistoriker.

Es musste Einer kommen, der alle Strahlen der Poesie in einem Brennpunkte sammelte.

Die Tartaren und Türken in Asien und Africa und die Dominicaner - Inquisitoren in Spanien hatten ausgetilgt die letzte arabische Gelehrsamkeit; die entmenschten Züge gegen die Albigenser in Languedoc unterdrückten das süsse Schluchzen der provençalischen Nachtigallen; die Kriege Frankreichs und Englands entbanden die nordischen Mynstrels ihres Liebedienstes; Wahlzwistigkeiten in Deutschland drängten die Minnesänger in den Hintergrund; die letzten Hohenstaufen, welche dem Liede gewogen waren, verbluteten sich auf dem Schlachtfelde, auf dem Schaffot und in einer langwierigen Kerkerhaft.

Es erschien nach einer solchen Zeit der neue Messias der Poesie, der die letzten Trümmer aus dem Schiffbruche rettete, der als sieghafter Held mitten durch die scholastische Philosophie und durch die romantische Poesie ging, der sie beide in den Schmelziegel warf und daraus seine „Divina Commedia“ schuf, nachdem sich die widerstrebenden Massen durch einen heftigen chemischen Process abgeklärt hatten

ÜBER DEN URSPRUNG DER ROMANISCHEN SPRACHEN.

„Pro dō amur & pxpian pablo et
nrō cōmun saluament. dist di en
anant. inquantd's semir & podir
medunat. si saluaraico. cist meon
fradre Karlo. & in ad iudha. &
in cad huna cosa. sicū om p
dreit son fradra faluar dist. Ino
quid il mialtre si faz&. Et ab-
ludher nul plaid nūquā prindrai
qui meon uol cist. meonfradre
Karle in damao sit.“

Aeltestes Denkmal der romanischen Sprache aus dem Jahre 842.

Die Römer hatten unter anderen gewaltigen Mitteln, die neu eroberten Lande ihrer Herrschaft bleibend unterzuordnen, auch das friedliche Mittel ihrer Sprache. Dessen Sprache Jemand spricht und dessen Brod er isst, dem gehorcht er auch lieber und leichter: so dachten sie und waren deshalb nicht nachgiebig in der Aufdringung dieses sogenannten friedlichen Mit-

tels. Man stellte sich zwar anfänglich an, als ob man Asien und Griechenland von diesem Sprachzwange entbinden wolle; endlich aber mussten auch sie sich fügen, und die Copie dictirte dem Original ihre eisernen Gesetze. Eine Verordnung verhielt die Praetoren dieser Provinzen, ihre Decrete und Edicte nur in lateinischer Sprache zu erlassen.*). Man kann es im Strabo **) nachlesen, dass die Spanier sich so an das römische Joch gewöhnten, dass sie nachgerade ihre Muttersprache verlernten und vergassen, und dass unter Augustus schon ein grosser Theil der Gallier die Sprache und die Gebräuche der Römer angenommen hatten. Man war auf die lateinische Sprache so versessen, dass Kaiser Tiberius ***) dem das Wort *μονοκολιον* vor seinem Senate entfuhr, sich desshalb entschuldigte, und dass er ein anderes Mal in einem Senatsdecrete das Wort *ξυβλημα* tilgen und lieber paraphrasiren liess. Unter einem anderen Kaiser wurde der Statthalter einer griechischen Provinz seines Amtes enthoben, weil er nicht das Lateinische verstand †).

*) „Decreta a praetoribus latine interponi debent“. L. Decreta D. lib. 42. tit. I. de Re judica.

**) Edit. Oxon. lib. 3. p. 202; lib. 4. p. 258.

***) Sueton. in Tib. cap. 71.

†) Dio Cass. lib. 60.

In der Epoche, da Plutarch lebte und schrieb, war es die allgemein herrschende Sprache. Auch in Africa hatte es bald die alte Sprache der Carthager verdrängt; sonst hätte der Bischof Hippo in einer Rede nicht sagen können: „Man kennt das punische Sprichwort, das ich aber lateinisch vorbringen will, weil nicht Jeder von euch das Punische versteht. Dieses alte Sprichwort lautet: Wenn die Pest von dir einen Pfennig verlangt, so gib ihr lieber zwei, auf dass sie sich nur schnell entferne.“

Die lateinische Sprache hatte schon so tief und fest Wurzel geschlagen, dass, nachdem der Sitz der Regierung von Rom weggekommen war, Arcadius und Honorius ein eigenes Gesetz zur Erlaubniss erlassen mussten *), dass die Obrigkeiten ihre Urtheilssprüche griechisch oder lateinisch kundmachen konnten.

Die Völker, denen die lateinische Sprache anfänglich zwangswise aufgedrungen ward, studirten sie nun aus Neigung, Interesse und Ehrgeiz, denn sie konnten nur mit ihr eine politische Emancipation erreichen und zu Würden und Ehrenstellen gelangen. Endlich hatten sie sich schon in ihren Geist so eingelebt, dass sie nicht allein wie die Römer sprachen, sondern dass

*) L. Judices c. de Sentent. et Interloc.

sie auch wie diese fühlten, urtheilten und dachten. Der Advocat und der Schriftsteller hatte mit dem Empfehlungsbriese dieser Sprache eine glänzende Carriere vor sich; darum finden wir auch schon viele Schriftsteller anderer Nationen, die sich in der lateinischen Sprache auszeichneten, nicht zu erwähnen die Männer des transalpinischen und cisalpinischen Galliens, die im Senate, in der Regierung und in der Armee eine Rolle spielten. Solche Schriftsteller sind von spanischer Seite: die beiden Senecas, Luccanus, Pomponius Mela, Columellus, Martial, Silius Italicus, Hyginus; von gallischer Seite: Cornelius Gallus, Trogus Pompejus, Petronius, Lactantius und Andere.

Die Verlegung des Kaisersitzes in eine thracische Stadt gab den Westen den einstürmenden wilden Horden preis und entvölkerte Rom von seinen besten Bürgern, die gewiss sonst das Aeusserste gewagt hätten, um die Heimat in ihrer Heimat zu schützen und zu vertheidigen. Die in Rom Zurückbleibenden hatten schon längst den alten öffentlichen Geist und jenen nationalen Stolz eingebüsst. Die Völker glichen gewaltigen Strömen, die nicht mehr in dem früheren Rinnsaal verbleiben wollten, von allen Seiten über ihre Ufer und Dämme traten und so viele Länder in Europa überschwemmten und verwüsteten.

Es versteht sich von selbst, dass auch die lateinische Sprache dabei in grosser Gefahr war.

Nun trat aber eine Revolution ein, die eine nachhaltige Wirkung auf das Geschick der Völker und Könige übte, die den Künsten und Wissenschaften eine neue Richtung gab, und die auch der lateinischen Sprache eine starke Stütze und ein sicheres Mittel zum Ruhm verschaffte. Der Kaiser Constantinus wurde Christ und hatte mit seiner Person das Kreuz auf den Thron der Welt erhoben. Von da an befestigte sich das Christenthum mehr und mehr; endlich herrschte es in Rom, das nun die Metropole der Religion wurde, da es aufgehört hatte, die Hauptstadt der weltlichen Herrschaft zu sein.

Während sich die griechische Sprache immer mehr und mehr entwürdigte an dem Hofe der griechischen Kaiser, erobt sich zusehends die lateinische Sprache am Hofe der Päpste, und sie erhielt dort den ehrenvollen Dolmetschdienst, die Decrete des Himmels den Kindern der Erde geläufig zu machen. Auf diese Weise kam sie ein zweites Mal zur Weltherrschaft. Der Papst führte bald als Vermittler zwischen den Fürsten und Völkern eine strenge Sprache, und es fühlt sich nicht wie Sammet an, wenn St. Remi sagt: „Beuge dich, stolzer Sicamber, beuge willig den Nacken unter das Joch der Religion;

bete an, was du mit Feuer zerstört hast, und zerstöre mit Feuer, was du angebetet hast“.*)

Die Gesetze der reinen und unverfälschten christlichen Lehre bereiteten die bürgerliche Freiheit vor. In einem alten verwitterten Blatte findet man folgende merkwürdige Stelle: „Da der Sohn Gottes gekommen ist, um uns von der Knechtschaft der Sünde zu befreien, müssen wir selber die Menschen frei machen von alter Knechtschaft. Er hat uns gesagt: Befreiet und ihr werdet frei sein! und zu seinen Aposteln: Ihr seid Alle Brüder! Wenn wir nun das in Wahrheit sind, wie dürfen wir unsere Brüder im Joche der Knechtschaft halten?“ **)

In diesem Durcheinander der Völker im Westen und bei dem Mangel an Schulen, welche sie erziehen sollten, musste die lateinische Sprache wie eine fahrende Zigeunerdirne in den Strassen und im Lager herumlaufen und wieder nach und nach als Umgangssprache entarten, und sie musste mühselig ihre Existenz unter den wildfremdesten Dialecten hinbringen.

Dazu kam noch, dass sich die grossen und einflussreichen Personen nicht mehr recht um

*) Greg. Tur. lib. II. c. 36.

**) Archives de Conques. mem. pour servir à l'hist. du Rouergue par Ros. T. 3. p. 183.

sie bekümmerten und von ihr wie von einer hergelaufenen Vagabundin sprachen, die sie nicht anerkennen wollten, weil ihr Kleid schon ziemlich in Flocken hing und die kunterbuntesten Flicken aufgenäht hatte. Gregor I., der am Ende des sechsten Jahrhunderts herrschte, verachtete frischweg die lateinische Grammatik. Er schrieb: „Ich vermeide nicht die Barbarismen; ich füge mich nicht dem Regime der Präpositionen, da ich es für unwürdig halte, die Worte des himmlischen Orakels den Regeln des Donatus zu unterwerfen.“*) Derselbe Papst machte dem Bischof Didier, der Vorlesungen über die Grammatik hielt, die bittersten Vorwürfe: „Wir können nicht ohne Scham daran denken, dass Ihr einigen Personen die Grammatik erklärt; wir sind darüber bekümmert und verstimmt und haben aus tiefstem Herzen aufgeseufzt. Man kann nicht aus demselben Munde und mit derselben Sprache das Lob Jupiters und unseres Herrn Jesus Christus aussprechen. Erwäget wohl, dass es für einen Priester entsetzlich und verbrecherisch ist, solche Bücher öffentlich zu erklären, deren geheime Lectüre nicht einmal den Laien gestattet sein dürfte. Gebt Euch also nicht

*) S. Gregorii papae vita auctore Johanne Diacono, lib. 4. praeb. ad lib. moral. deut. 16.

fürder der Vergangenheit und ihren Wissenschaften hin.“*) Dieser Hass gegen das Heidenthum riss Gregor, den man sonst noch den „Grossen“ nannte, so weit fort, dass er alle Exemplare des Titus Livius, deren er nur habhaft werden konnte, verbrennen liess, was ihm später der Heil. Antonius zum grossen Ruhme anrechnete.**) Unter dem Pontificate des Zacharias war ein Priester, der nach Einigen der Papst selber gewesen sein soll, welcher die Taufformel nicht richtig und also entstellt hersagte: „Ego te baptiso in nomine patria, et filia et spiritus sancti“.)***)

Aber selbst in den Zeiten der Finsterniss und der Barbarei zeichnen sich die Decrete der Concile, die päpstlichen Bullen und Briefe und die Schriften einiger Bischöfe durch die Reinheit der lateinischen Sprache aus; und wie unterscheiden sie sich von den Karten und den Diplomen der Könige, Grafen und Herren und von den Actenstücken der Magistrate!

Doch verdarb von dem sechsten Jahrhundert an die lateinische Sprache immer mehr und mehr. Anfänglich verstellte und verwechselte man nur

*) Ep. 54. lib. II. S. Gregorii registri epistolarum.

**) S. Antonin. Summ. p. 4. lit. 2. cap. 4. §. 3.

***) Epist. 134. Zachar. rever. et sanct. frat. Bonifacio coepisc.

die Vocale; nachgerade fingen aber die Präpositionen willkürlich zu regieren an*). Nunmehr kein Halt und keine Ordnung. Das Beiwort wollte sich wie ein widerspenstiger Schildknappe nicht der Zahl, dem Geschlechte und der Endung seines Herrn, des Hauptwortes, fügen. Man setzte das Subiect nicht als Nominativ hin, als welcher es gebieten konnte; man kümmerte sich nicht um die Endung und Person der Haupt- und Zeitwörter.

Wie sollte bei einer solchen Herabwürdigung der Sprache der Rapport, in dem doch die Wörter unter einander zu stehen hatten, bestimmt werden? Wie sollte man das Subiect von der Endung und diese wieder in ihrer directen und indirecten Beziehung unterscheiden? Der Instinct, dieser Trüffelhund unter den angeborenen Fähigkeiten, schnüffelt immer Etwas auf. Um den Rapport der Wörter unter einander herzustellen, erfand man die Präpositionen „*du*“ und „*ad*“ für den Genitiv und Dativ. Nun konnte das Hauptwort willkürlich endigen; man wusste doch, was man von ihm zu halten hatte. Diese zwei Präpositionen kommen oft in den Karten, Diplomen und

*) Man sehe z. B. I. Vol. der Sammlung: *Diplomata Chart. ad rea Francicas spectsuntia*; oder: *Istoria Dipl.* oder: *L'Espana Sagrada* etc.

anderen Acten des sechsten bis zum zehnten Jahrhundert vor. Wenn aber schon die Schriftsprache so entartete, wie musste es dann um die Vulgarsprache stehen? Diese könnte nur ein Jargon sein. Man musste sich endlich aus diesem Wirrwarr befreien. Da man einmal angefangen hatte, die Ausgänge der Wörter zu verkürzen, so schnitt man nun mit einem gewissen Bewustsein die characteristischen Schwänze der lateinischen Sprache und oft noch ein gutes Stück Fleisch darüber weg, und so ließen nun ihre Wörter wie Hunde zum Erbarmen herum, und man gewöhnte sich nachgerade an diesen Anblick. Diese Operation, die auch ihre Dieffenbachen haben musste, machte die Haupt- und Beiwörter unabänderlich.

Diese grammaticalische Operation war so allgemein der Analogie unterworfen, dass man schon auf theoretischem Wege allein errathen könnte, wie die romanischen aus den lateinischen Namen abgeleitet worden sind. Dieselben Principien wurden auch auf die Haupt- und Beiwörter angewendet, wenn das neue Idiom nur seine Wurzel in der lateinischen Sprache hatte, und endlich auch auf Fremdwörter, indem man ihnen frischweg eine romanische Beugung gab.

Mit den Präpositionen allein hätte man aber nicht ausgereicht, wenn man jedes Kind bei

seinem rechten Namen nennen wollte; man musste also noch ein anderes Hilfsmittel ausfindig machen. Man griff nach dem in der lateinischen Sprache etwas ausser Dienst gekommenen „*ille*“ und „*ipse*“, und aus diesem in seinen verschiedenen Endungen bildete sich der Artikel der romanischen Sprache, der gleichsam wie ein williger Diener vor einem stummen Herrn herlief und den Leuten Auskunft über das Substantiv gab. Später warf man die erste Silbe dieses Artikels weg, und so stellte er sich als allgemein übliches „*le*“ und als „*so*“ im sardinischen Dialekte splitternackt hin. Der Artikel bestimmte das Geschlecht des Wortes, von dem man früher nicht wusste, ob es Mann oder Weib sei, und auch seine Zahl.

So bildete sich der Artikel der romanischen Sprachen, welcher die Idiome des ursprünglich von den Römern unterjochten Europa, nemlich die französische, spanische, portugiesische und italienische Sprache characterisirt. War sein Gebrauch den Griechen oder der gothischen und fränkischen Sprache abgeborgt? Anfänglich entlehnte man zwar Nichts von der griechischen Sprache, später aber stösst man bei den Troubadours auf Hellenismen, die von Abkömmlingen der Griechen im südlichen Frankreich eingebürgert wurden. Was die gothische

und fränkische Sprache betrifft, so findet man in der gothischen Bibelübersetzung des Ulphilas aus dem vierten, und auf den fränkischen Monumenten aus dem siebenten Jahrhundert den Artikel angewendet.

Die Artikel der romanischen Sprache sind aber wesentlich unterschieden; die Artikel der Griechen, Gothen und Franken entheben die Wörter nicht der Mühe, sich zu ändern, während die Wörter in der romanischen Sprache unbekümmert und sorglos in ihrer Ruhe verbleiben können, wenn ihnen der Artikel vorsteht.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die gothische und fränkische Sprache auf den Gebrauch der Artikel aufmerksam machte. Die Völker, die von den Gothen und Franken unterjocht wurden, mussten sich doch diesen Barbaren verständlich zu machen suchen, die sich nicht auf die ohne Weiteres hingestellten Wörter verstehen konnten.

So könnte man noch weiter zurückgehen und den geheimnissvollen Mechanismus der romanischen Sprache aufdecken, der vorzugsweise auf die Aehnlichkeit und auf den Wohlaut basirt ist. Man würde wohl Manchem nicht auf die Spur kommen, denn der Mensch trägt in sich selber das Princip einer angeborenen Logik und

einen leitenden Instinct, den wir oft an den Kindern bewundern müssen: und damit findet er neue Geheimnisse der Sprache, deren Ursprung man vergebens erforschen würde.

BERTRAN DE BORN.

„Wie Du sagst, mein Herr und König,
Steht vor Dir Bertran de Born,
Der mit seinem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn,
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.“

Ludwig Uhland, Gedichte.

Um aus vielen interessanten Biographien, mit denen man manche sentimentale Dame bis zu Thränen rühren könnte, nur eine herauszuheben, die uns die ganze Epoche der provençalischen Poesie schildern soll, erzählen wir von dem Ritter und Troubadour Bertran de Born, an dessen waghalsigem Auftreten auch jeder Mann seine herzhafte Freude haben wird. Man weiss von ihm Vieles, doch nicht Alles; und wir fanden von ihm nur ein Stück Leben von 1180 bis 1195 verzeichnet; diese wenigen Jahre wiegen aber ein ganzes langes Menschenleben und noch Etwas darüber auf.

Er war Vizgraf von Perigord und Besitzer des Schlosses Hautefort, das einige Meilen östlich von Perigueux gelegen ist, und stand mit den Söhnen Heinrichs II. von England in lebhaftem Verkehr. Den jungen König Heinrich nannte er in seinen Liedern nur frischweg „Seemann“, Gottfried von Bretagne „Rassa“ und Richard Löwenherz „Ja und Nein“. Er nahm nach Umständen jetzt für den Einen und dann für den Anderen Partei; doch jedesmal war er ein furchtbarer Gegner mit dem Schwert in der Faust, mit dem Wort im Munde. Dante räumte ihm als Dichter in seinen prosaischen Schriften einen ehrenvollen Platz ein, verbannte er ihn gleich als Character in seine Hölle.*)

„I' vidi certo, ed ancor par ch'io 'l veggia,
 Un busto senza capo andar sì come
 Andavan gli altri della trista grèggia:
 E 'l capo troneo tenea per le chiome
 Pesol con mano, a guisa di lanterna;
 E quei mirava noi, e dicea: O me!
 Di sè faceva a sè stesso lucerna;
 Ed eran due in uno, e uno in due:
 Com' esser può, Quei sa, che si governa.
 Quando diritto appiè del ponte fue,
 Levò 'l braecio alto con tutta la testa,
 Per appressarne le parole sue,
 Che furo: Or vedi la pena molesta

*) De vulg eloq. L. II. c. 2.

Tu che, spirando, vai veggendo i morti;
 Vedi s'alcuna è grande come questa:
E perchè tu di me novella porti,
 Sappi ch' i' son Bertram dal Bornio, quelli
 Che diedi al re giovane i ma' conforti.
 I' feci 'l padre e 'l figlio in sè ribelli:
 Architofel non fe più d'Absalone
 E di David co' malvagi pungelli.
 Perch' i' partì così giunte persone,
 Partito porto il mio cerebro, lasso!
 Dal suo principio ch' è 'n questo troncone.
 Così s'osserva in me to contrappasso."*)

„Ich sah fürwahr und glaub' es noch zu schauen
 Dort einen Rumpf hinwandeln kopfesbar,
 Und auch die andre Schaar erweckte Granen:
 Den abgeschnitten Kopf hielt er am Haar
 Wie eine Leuchte in der Hand gefaltet;
 Er rief: O weh! sich nahend aus der Schaar.
 So hat er zur Laterne sich gestaltet;
 Zwei waren Eins, und waren Eins zwei Stücke:
 Wie das geschah, weiss der, der also waltet.
 Als er gekommen war zum Fuss der Brücke,
 Hub er den Arm sammt Kopfe in die Höhe,
 Dass seine Rede näher zu uns rücke.
 Sie tönte so: Hier sieh das grosse Wehe,
 Der du da lebend gehst, zu schau'n die Todten;
 Urtheile, ob man je ein grössres sehe:
 Und weil du denn mir dienen sollst zum Boten;
 Betran de Born hat einst, so hiess ich eben,
 Dem jungen König bösen Rath geboten,
 Dass Sohn und Vater sich zum Streit erheben:

*) Inferno c' XXVIII v. 118—142.

Und zwischen Absalon und David streute
 Selbst Architofel nicht ein schlimmres Streben.
 Dieweil ich trennte so verbundne Leute,
 Trag mein Gehirn ich hin, o weh! getrennt
 Von jenem Orte, dess der Rumpf sich freute,
 Dass also man in mir die Strafe kennt.“

Die Dame, die er in klingenden Liedern besang, hiess Maenz, was Mathilde bedeutet; sie war nach einer nicht völlig festgestellten Annahme die Tochter des Vizgrafen von Turenne, Boso's II., die Gemahlin Talairands, Herren von Montignac in Perigord, und die Schwester jener zwei in vielen Liedern gepriesenen Frauen: Elise von Montfort und Maria von Ventadour. Unter ihren Verehrern sollen Richard Löwenherz und sein Bruder Gottfried, Alfonso II. von Aragon und Raimund V. von Toulouse gewesen sein, von den anderen Grafen und Rittern gar nicht zu reden, die ihr in Liebe anhingen. Sie aber zog Bertran de Born allen Anderen vor, wenn wir seinen eigenen Worten glauben sollen. Seine Lieder erwähnen eines Zwistes, der zwischen ihnen vorfiel, und der sie für eine lange Zeit trennte. Die Veranlassung dazu war: er hatte die Verbindung seines Freundes, des Vizgrafen von Comborn mit Guiscarda, einer reizenden Dame von Bourgogne aus dem Hause Beaujeu in einem Gesange, der vielleicht feuriger ausfiel,

als es Maenz gerne hörte, begrüßt und hatte unter Anderem darin dem Lande Limousin zu dieser Eroberung Glück gewünscht. Dame Maenz war darüber eifersüchtig und wollte von einer Aussöhnung mit Bertran de Born Nichts hören, obgleich er Alles versuchte, was nur ein in Ungnade gefallener Geliebter thun kann. Er machte jeden Tag ein Schock Thorheiten, wie sie einem Rasenden nicht thörichter gelingen können, er dichtete Lieder, in denen so zu sagen jedes Wort um Verzeihung winselte. Vergebens! Seine Dame hatte ihr Köpfchen aufgesetzt und liess ihn singen und rasen. Er vertheidigte sich also:

„Ten m'escondise, Domna, que mal non mi er
 De so qu'an dig de mi fals lauzengier;
 Per merce us prec que non pueron mesclar
 Vostre gent cors adreg e placentier,
 Franc et humil, legal e drechurier,
 Encontra 'l mieu per messonguas comtar.“ etc.

„Ich will mich reinen, denn ich bin schuldlos an dem Schimpfe, den mir schlimme Verleumder anthon. Ich bitte Euch um die Gnade, dass Ihr, die Ihr so milde seid und gerecht, so offen und herablassend, so wahr und weise, Euch nicht aufreizen lasset gegen mich durch ihre Lügen.

Ich will auf den ersten Wurf meinen Sperber verlieren; es sollen Wachtelgeier ihn mir auf der Faust tödten, davon schleppen und vor meinen Augen zerreissen, so ich nicht die gleiche Sehnsucht nach Euch, bei der alle meine Ge-

danken sind, höher halte als die Liebe und das seidene Lager einer Anderen.

Herrin! so ich einen Entenhabicht habe, der gut und flink, ohne Fehl und wohlgezüchtet ist, der da niederstosse jeden Vogel, Schwan oder Kranich, weissen oder schwarzen Reiher: er soll mir verderben, hühnerartig, fett und zappelnd werden, dass er nicht mehr aufliegen könne.

Am Halse den Schild will ich reiten im Sturme, ich will Helm oder Kappe verkehrt tragen, kurze Zügel führen, die man nicht verlängern könne, und lange Steigbügel; mein Ross sei ein unansehnlicher Harttraber; ich will den Wirth in der Herberge mürrisch betreffen und ihn desshalb nicht züchtigen, wenn der nicht gelogen, der Euch dieses gesagt hat.

Wenn ich mich an das ~~Brettspiel~~ setze, will ich nicht einen Pfennig gewinnen und nie das Spiel meines Gegners verwirren können; ich will stets eine Unglückszahl werfen, so ich je eine andere Frau liebe oder ihre Gegenliebe begehre, als Euch, die ich liebe, begehre und hochhalte.

Meine Herrin verwirft mich um einen anderen Ritter, nun weiss ich nicht, was beginnen? Fahre ich zur See, so möge kein Wind sich erheben; mich sollen an des Königs Hofe die Thorwächter schlagen; und man möge mich im Kampfe als den Ersten flüchtig sehen, hatte ich jemals Lust, eine Andere zu lieben als Euch!

Ich will Herr eines getheilten Lehens sein; ich und drei andere Théilhaber wollen beisammen in einem Schlosse leben, und keiner möge dem Anderen vertrauen; und ich müsse dort stets nach der Hilfe von Schleuderern, Aerzten, Wächtern, Knechten und Bogenschützen begehren, wenn es mir je in den Sinn kam, Euch zu hintergehen.

Lasst mich eine Rechtfertigung des schwersten Gewichtes vorbringen: ich wüsste mir kein grösseres Unhell zu er-

bitten. Habe ich gegen Euch mich auch nur in Gedanken vergangen, so will ich, wenn wir allein sind in der Kammer oder in dem Gebüsche, so von allem Muthe verlassen und aller Kraft ledig sein, dass ich mir nicht zu helfen wisse!“

Diese gewiss originelle Vertheidigung verfehlte ihre Wirkung. Er stimmte nun einen Lobpsalm ganz eigener Art an, mit dem er jede Dame der Christenheit verzückt hätte:

„Domna, puvis de mi no us [cal,
E partit m'avetz de vos
Senes totas ochaisos,
No sai on m'enqueira
Que jamais
Non er pez mi tan rics jais
Cobrulz; — — —“ etc.

„Herrin, Ihr habt mich vergessen und habet Euch ohne Ursache von mir gewendet; so weiss ich nicht, was beginnen und wohin flüchten, denn ich werde nie ein hohes Glück erringen; und so ich nicht finde eine Dame nach meinem Wunsche, welche Euch gleichkommt, die ich verloren, verlange ich nach keiner Anderen.

Da ich aber keine finde, die Euch gleichkommt; keine, die zugleich so schön und hochgesinnt, deren edle Gestalt so freundlich und von so gewinnender Haltung, die so fröhlich und deren Ruhm so gerecht wäre; will ich mir von jeder Anderen einen schönen Zug erbitten und aus den verschiedenen Zügen mir eine Dame erschaffen, in der ich Euch wiederfinde.

Den frischen Anhauch der Natur und das sanfte, herzbezaubernde Auge entlehne ich von Euch, schöne Sembeline; und es ist viel, dass ich Euch noch einen weiteren

Reiz wünsche und vergönne, der es jetzt schon an keiner edlen Gabe gebracht. Euch aber, Dame Elise, bitte ich, meiner Geliebten Eure offene und muthwillige Rede zu überlassen: so wird sie dann weder thöricht noch stumm sein.

Die Vizgräfin von Chalais gebe mir ihren blendend weissen Hals und ihre lilienweissen Hände; und von ihr wende ich mich nach Rochechouart zu Agnes und bitte sie um ihr Haar: denn selber Isolt, Tristans Geliebte, hatte es nicht so schön und war doch deshalb weithin gepriesen.

Audiart zürnt mir: dennoch aber wird sie mir ihr Mienenspiel leihen; sie ist die Annuthvollste der Frauen und ohne Falsch; sie hat die Liebe niemals verrathen und nie die Treue gebrochen. Mein „Mehr als Gut“ bitte ich um die schlanke prächtige Gestalt: wie wird dann meiner Geliebten Umarmung mich mit Lust durchschauern.

Von Faidide verlange ich die Perlenzähne zum Geschenke, ihren holdseligen Empfang und die milden Worte, mit denen sie uns auf ihrem Schlosse entzückte. Mein „schöner Spiegel“ überlasse mir seinen Frohsinn und seinen zierlichen Wuchs: er weiss den edlen Zauber zu zeigen, dass er Aller Augen blendet, und vergisst und verändert sich niemals.

Schöne Herrin, ich wünsche Nichts mehr, als dass ich für diese Frauen dieselbe Sehnsucht hätte, wie für Euch; so aber nähre ich eine zügellose Liebe, die mein Herz in solche Begierde versetzt, dass ich mein Flehen zu Euch vorziehe den Küssen jeder Anderen. Warum aber verwirft mich meine Herrin, da sie doch weiss, wie sehr ich nach ihr verlange?

Papiol, mein Jongleur, mache dich auf und gehe hin zu meinem Magnet und melde ihm mit Sang und Klang, dass die Liebe verkannt und von ihrer Höhe gestürzt ist.“

Auch diese Canzone verfing nicht. Er hatte darauf seine ganze Hoffnung gesetzt; die Verzweiflung seines Herzens kannte nunmehr kein Mass: er sann auf Rache. Wie aber rächt sich in den meisten Fällen der Mann an einer Frau? Er liebt eine Andere. Bertran, der doch über Vielen seines Geschlechtes stand, fand keine bessere Rache als der nächstbeste Page oder Trossbube. Er ging nach Saintonge an den Hof des Vizgrafen von Chalais und trug dessen Gemahlin Tiburge die Injurienklage gegen seine herzlose Dame vor und unter Einem seine Dienste als Ritter und Troubadour an. Er hatte keine schlechte Wahl getroffen; diese aber schien sich nicht mit dem Bettelabhub seiner Liebe begnügen zu wollen und entgegnete ihm mit der verschmitztesten Logik eines Frauenkopfes: Ritter Bertran de Born! das bedarf einer Prüfung, ehe ich Ja oder Nein sage, und Ihr dürfet mir dieses nicht verdenken. Seid Ihr unschuldig, wie ich nicht zweifle, so hoffe ich Euch mit Eurer Dame wieder auszusöhnen; seid Ihr es nicht, wie ich nicht glaube, so darf ich und eine Andere Euch nicht Gehör geben; ist aber Eure Dame allein schuldig: nun dann . . . dann wollen wir sehen, was sich für Euch thun lässt. Und bei den letzten Worten zeigte sie lächelnd zwei Reihen der schönsten Perlenzähne

und verneigte sich anmutig vor ihm. Sie musste nicht so sehr auf seine zweite Liebe versessen sein, denn sie gab sich alle mögliche Mühe, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen, und es gelang ihr auch endlich. Es war die höchste Zeit, denn schon kostete es Bertran de Born einen schweren Kampf, der schönen Vermittlerin zu entsagen.

Die süßen Liebescanzen nehmen sich wie Arabesken und toll verzweigtes Schnörkelwerk an einem ernsten riesenhaften Bauwerke neben seinen wilden Sirventes aus, welche als Schlachtlieder der entschiedensten Art zu gelten haben; und diese, in denen zugleich sein Character und seine innerste Gesinnung geharnischt auftreten, sind von ebenso wichtigem Interesse als seine Thaten, die er mit dem Schwert in der Faust vollbrachte. Kampf und Zerstörung waren die Hauptleidenschaft seines Lebens, und es jauchzte sein übermuthiges Herz, wenn er mit vollen Händen den Hass und die Zwietracht unter den Mächtigen des Landes ausstreuen konnte.

Heinrich II., König von England, hatte seinen ältesten Sohn Heinrich 1170 zum König krönen lassen; zwei Jahre später verlangte der Sohn, dass ihm sein Vater England oder die Normandie abtrete; der verweigerte es und der Sohn Aeh von Limoges, wo das Hoflager auf-

geschlagen war, zu seinem Schwiegervater Ludwig VII. von Frankreich; ihm folgten seine Brüder Richard und Gottfried, und sie zogen vereint unter Ludwigs Fahnen 1173 gegen ihren Vater zu Felde. Bertran de Born scheint nicht an dieser ersten Entpörung Theil genommen zu haben, noch weit weniger ihr Urheber gewesen zu sein, da es historisch erwiesen ist, dass des jungen Heinrichs Gemahlin Eleonore sie angezettelt hat.

Er müsste also jene zweite Entpörung angestiftet haben; aber auch darüber herrscht noch ein undurchdringliches Dunkel, und es ist nur so viel gewiss, dass er den jungen Heinrich zum Abfall von seinem Vater getrieben hat.

Seine eigentliche und ausser jedem Zweifel stehende Thätigkeit als Krieger und Sänger zeigt sich in einer Entpörung der aquitanischen Grossen gegen Richard Löwenherz. Heinrich II. hatte diesem 1169 das Herzogthum Aquitanien abgetreten. Er verwaltete es nicht selber, sondern setzte einen Stathalter ein, dessen übermuthige Herrschaft die Vasallen aufständig machte; er eilte nun aus England herbei und unterdrückte mit der grausamsten Gewalt den Aufstand. Jetzt war es aber mit der Ruhe dieser Provinz vorbei, und man manifestirte den Hass gegen Richard, wo und wie man nur konnte. Als dieser 1175

vom Neuen abwesend war, trat man zu einer wiederholten Verschwörung zusammen, an deren Spitze die Grafen von Angoulême und la Marche, die Vizgrafen von Limoges und Turenne und Andere standen. Sie trugen die Fackel der Entpörung nach Poitou und verwüsteten es auf eine frevle Weise. Richard erschien im folgenden Jahre wieder, züchtigte die Verschwörer und brach ihre Burgen. Richard liess nun seine Vasallen das drückende Joch seiner Herrschaft so furchtbar fühlen, dass sie eine dritte Entpörung wagten, deren Seele und Hebelkraft Bertran de Born war. Er hatte überdies einen speciellen Grund zur Rache gegen den Grafen Richard von Poitiers. Er besass gemeinschaftlich mit seinem Bruder Constantin das Schloss Hautefort; sie konnten sich aber nicht vertragen, und es gab Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag häusliche Scenen, die gewöhnlich zur Folge hatten, dass Einer den Anderen aus dem Besitzthum jagte. Zuletzt war der Verjagte Constantin, und dieser wendete sich, um Recht gegen seinen Bruder zu suchen, an den Vizgrafen Ademar von Limoges. Dieser war eben im Kriege mit Richard begriffen: das war ein Grund zur Versöhnung; sie verbanden sich, um den herrschisüchtigen Bertran zu züchtigen, fielen in die Herrschaft Hautefort ein und versengten und verheerten sie mit

Feuer und Schwert. Bertran behauptete sich hinter seinen Mauern. Nachfolgendes Sirventes zeigt seinen Trotz unter Rauch und Trümmern. Er brachte einige Führer Richards, vielleicht Ademar selbst, auf seine Seite, doch fehlte es diesen Bundesgenossen an Energie.

„Tot mon sen ten dins mon sérralh,
 Sitot mi tenon er trebalh;
 Entr' en Azemar e'n Richart
 Long temps m' an lengut en regard,
 Mas ar n' auran tal baralha
 Que lor enfan, si 'l reys no 'ls part,
 Auran part en la coralha.“ etc.

„Ich weiss meinen Verstand zusammenzuhalten, wie sehr man mich auch hetzt. Lange war ich zwischen Ademar und Richard in Gefahr; aber jetzt sollen meine Feinde in solchen Zwist gerathen, dass ihre Kinder, tritt der König nicht dazwischen, noch Theil an dem Ende haben sollen.

Wilhelm von Gordon, Ihr habt einen starken Schwengel in Eurer Glocke; ich liebe Euch, so wahr mir Gott helfe. Doch für einen Narren und Maulaffen halten Euch die beiden Vizgrafen; und sie können die Zeit nicht erwarten, da Ihr Euch in ihren Reihen zeiget.

Ich muss stets mit dem Schwerte handtiren, mich schützen und vertheidigen, denn sie verwüsten und versengen mir mein Land, roden mir die Bäume aus und mengen mir das Korn unter das Gehäcksel. Da ist kein Feind, er sei nun mutig oder zaghaf, der mich jetzt nicht anfällt.

Stets stiftet ich Zwist und Uneinigkeit unter den Baronen, und ich bringe sie wieder zusammen und verbinde sie wieder. Ich möchte ihnen ein kühnes Herz geben, und

ich bin thöricht, wenn ich es recht erwäge, denn sie sind von brüchigerer Arbeit als die Ketten am Altare des heiligen Leonhard: und Jeder ist ein Narr, der sich an ihnen abmüht.

Talairand trahet und springt nicht, geht nicht aus seiner Hürde und schwingt nicht Lanze und Speer; er lebt wie ein Lombarde und ist so voll Trägheit, dass er, wenn Jeder sich aufmacht, sich hinstreckt und gähnt.

Ich will bewaffnet nach Perigueux nahe an die Mauer auf meinem Bayard kommen, so dass ich meine Streitaxt hineinschleudern kann; und wenn ich den Schlemmer Richard aus Poitou finde, so soll er erfahren, wie mein Schwert schneidet, denn ich hoffe ihm einen Brei aus Hirn und Splittern auf den Scheitel zu setzen.

Ihr Herren, Gott soll Euch behüten und bewahren und Euch gnädig und hilfreich sein, wenn Ihr nur zu Richard sagen wollet, was der Pfau einst zur Krähe gesagt hat;“

Die dritte Entpörung ging also von ihm aus; Limoges war der Heerd derselben, in der Kirche des Saint Martial beschworen sie den Bund. Am Eifrigsten zeigten sich Richards alte Feinde: Ademar V. von Limoges und Segur, Ebles V. von Ventadour, Archimbold V. von Comborn, Raimund II. von Turenne, sämmtlich Limosiner; dann der Graf von Perigord Elias Talairand und sein Bruder Wilhelm, Herr von Montignac, die drei Grafen von Angoulême: Wilhelm, Ademar und Elias und viele Andere. Auch in dem südlichen Theile von Richards Herrschaft hatte man Einige gewonnen, wie Gaston VI., Vizgrafen von Bearn, oder vielmehr seinen Vormund,

Centule I., Grafen von Astarac, Vezian II., Vizgrafen von Lomagne und Bernhard IV., Grafen von Armagnac. Die beste Handhabe zu dieser Entpörung bot die Uneinigkeit der königlichen Brüder. Die Geschichte dieses Krieges, der von Anfang bis über die Mitte des Jahres 1183 dauerte, ist nicht klar und unentwirrt, und die Erzählung derselben von Benedict von Peterbury enthält noch die wenigsten Widersprüche, daher sie uns, wie auch dem verdienstvollen Forscher Diez zum Leitfaden diene.*). Heinrich II. verlangte in seinem Hoflager zu Mans um Weihnacht des Jahres 1182, seine Söhne Richard und Gottfried sollten ihrem älteren Bruder Heinrich als gekröntem Könige den Huldigungseid leisten. Gottfried, Graf von Bretagne, that es gehorsam; doch Richard weigerte sich, indem er barsch erklärte: er sei ebenso hochgeboren wie sein Bruder. Endlich wollte er sich nach manchem Zureden doch herbeilassen: da nahm aber sein Bruder die Huldigung nicht mehr an. Darüber zornig verliess Richard den Hof, eilte nach Poitou und verschanzte sich dort. Als die aquitanischen Grossen von diesen Misshelligkeiten hörten, wendeten sie sich an den jungen Heinrich und redeten ihm zu, die Herr-

*) Bouquet. T. XVII. 451.

schaft von Aquitanien zu übernehmen. Dieser erklärte sich dazu bereit, verband sich mit Gottfried, der in der Bretagne schnell ein Kriegsheer zusammenbringen sollte, und rüstete sich zur Abfahrt nach Aquitanien. Bertrand de Born besingt das aufsteigende Gewitter dieses Bruderkampfes in einem finsternen Sirventes, aus dem die Feuerschlangen seines Zornes züngeln. Richard hatte das Schloss Clairvau, das seit undenklicher Zeit zur Herrschaft der Grafen von Anjou gehörte, gegen Heinrichs Willen, der diese Grafschaft verwaltete, befestigen lassen, um sich dessen als einer Vormauer gegen die Anfälle seines Bruders zu bedienen. Heinrich II., der indessen einen tieferen Blick in die gehässigen Pläne seiner Söhne geworfen hatte, stellte Heinrich zur Rede und mahnte ihn von der Ausführung ab. Dieser zeigte sich mürbe, erklärte, dass ihn nur Richards Annässung von Clairvau zu diesem verzweifelten Schritte gespornt habe, und schwor seinem Vater auf das Evangelium unbedingten Gehorsam. Richard trat ihm das streitige Schloss ab, und so schien der Streit zwischen ihnen ausgeglichen und beendigt. Heinrich versprach die aufständigen Grossen zu beruhigen und opferte seine Ansprüche gegen eine Jahresrente auf.

„D'un sirventes no m qual far longor genda,
 Tal talent ai qu'el digna e que l'espanda,
 Quar nai razon tan novella e tan granda
 Del jove rey qu'a fenit sa demanda
 Son frair Richart, pus sos pairs lo y comanda,
 Tant es forsatz!
 Pus en Enrics terra non te ni manda,
 Sia reys dels malvatz.“ etc.

„Ein Sirventes kann und will ich nicht länger zurückhalten, und eine starke Lust fühle ich, es zu dichten und zu verbreiten; denn ich habe einen neuen und grossen Gegenstand an dem jungen König, der sich seiner Forderung an seinen Bruder Richard begeben hat, weil sein Vater es ihm befahl. So hat man ihn gedemüthigt. Da nun Herr Heinrich kein Land mehr besitzt und regiert, so soll er fürder der König der Memmen heissen.

Er benimmt sich auch wie eine Memme, da er nur allein von Lieferungen, Zahlungen und Versicherungen lebt. Ein gekrönter König, der von einem Anderen sich unterhalten lässt; darf sich nicht mit Arnold, Herrn von Bellanda vergleichen und nicht mit dem edlen Wilhelm, der die Burg Miranda erstürmte.

Nicht im Traume wird er über Cumberland als König der Engländer herrschen und Irland erobern, nicht Herzog der Normandie genannt werden, nicht Anjou besitzen, Monsoreil und Cande, nicht Poitier eigen haben, noch Pfalzgraf von Bordeaux sein, noch bis zur langen Heide hin über die Gasconier und über Bazas gebieten.

Graf Gottfried, dem Brüselianda*) gehört, sollte der

*) Ein Wald in der Bretagne; Artus wurde hier von Viviane verzaubert. F. Schlegel, Merlin, 278.

Erstgeborene sein: er ist ritterlich! Er sollte über das Königreich und über das Herzogthum als Gebieter gesetzt sein!"

Heinrichs Abfall von ihrer Sache machte die Bündner muthlos und verzagt; ohne grossen Widerstand schlug und züchtigte Richard Einen nach dem Anderen, und Bertran de Born wühlete darüber wie ein angeschossener Eber.

„Un sirventes fatz dels malvatz barons,
E jamais d'els no m'anzipretz parlar;
Qu'en lor ai fraiz mais de mil agulions,
Anc non puoic far un correr ni trottar;
Ans se laissen ses clam deseretar.
Maldiga 'ls dieus! è que cuian doncs far
Nostre baron? C'aissi com us confraire
No i es uns no'l poscuts tondr' e raire,
O ses congrenz dels quatre pes ferar.“

„Ein Sirventes will ich dichten von den feigen Baronen, und dann sollt ihr mich nie wieder von ihnen reden hören. Mehr als tausend Sporen habe ich an ihnen zerbrochen und habe sie nicht in Lauf oder Trab gebracht. Sie lassen sich ohne Widerrede berauben. Verfluche sie Gott! Was wollen sie nun beginnen? Es gibt keinen unter ihnen, den man nicht wie einen Klosterbruder scheeren und schinden, oder ohne Umstände an allen Vieren beschlagen könnte.“

Noch war aber nicht die letzte Karte zwischen den feindlichen Brüdern ausgespielt, und mit einem Male änderte sich die Lage der Dinge. Heinrich II. hatte Gottfried auf den Kriegs-

schauplatz geschickt, um friedlich zwischen Richard und dessen Vasallen zu vermitteln; dieser, endlich der Aufsicht seines Vaters ledig, brach seinen Eid und führte den Bündnern ein Heer von Bretonen zu, die unter dem Namen „Brabanzonen“ ein furchtbares Renommée hatten; mit diesem verwüstete er Poitou, verjagte seinen Bruder Richard und hetzte ihn von allen Seiten wie ein flüchtiges Hochwild. Nun erbot sich Heinrich zum Friedensvermittler; kaum war er aber in Limoges, so erklärte er sich gegen Richard. Heinrich II. sah bis zum Februar 1183 diesem Streite ruhig und unthätig zu; als er aber die Ueberzeugung gewann, dass Richard nahe an dem Verderben stehe, und dass zugleich sein eigenes Ansehen gefährdet sei, rüstete er sich zu seinem Beistande und verband sich zu diesem Ende mit seinem alten Freunde Alfonso II. von Aragon. Der jüngere Heinrich bat hinwieder Alfonso's Erbfeind Raimund V. von Toulouse, dessen Schwager Philipp August und Hugo, Herzog von Burgund, um Hilfe, die ihm auch nicht verweigert wurde.*). Jetzt war Bertran de Born so recht in seinem Elemente, und man erkennt seinen Jubel über diesen Wirrwarr in einem Sirventes, das er,

*) Histoire de Languedoc. T. VII. 61.

von Raimund von Toulouse aufgefordert, dichtete, und darin er im Geiste den Kampf zwischen diesem und dem König von Aragon voraussieht.

„A Toloza, part Montagut,
 Plantara 'l coms son guonfaino
 Al prat comtal, josta 'l peiro;
 Quand lay aura son trap tendut,
 Nos alogerem d' enviro,
 Se que tres nuegz hi jairem tut.“ etc.

„Bei Toulouse gegen Montagut wird der Graf sein Banner aufpflanzen auf der grossen Wiese an der Moosbank; sobald sein Zelt sich dort im Winde bläht, werden wir uns dort in die Runde lagern und drei Nächte dort verharren.

Und bald nach unserer Ankunft wird das Waffenspiel auf der Ebene beginnen, und die Catalonen und die von Aragon werden den Boden dicht bedecken; kein Sattel wird ihnen helfen, denn die Bündner führen gewaltige Streiche.

Dann kann es nicht fehlen, dass die Splitter bis zum Himmel auffliegen, Zindel, Tafft und Sammet zerrissen, Bänder und Spangen, Zelte und Hütten zerstreut werden.

Und mit uns werden ziehen die Fürsten und Barone, und alle gepriesenen Herren der Welt; sie werden uns auf unseren Aufruf und zu ihrem Ruhme zur Hilfe eilen.“

Der alte Heinrich rückte nach Limousin vor und hoffte noch immer, seine Söhne Heinrich und Gottfried auf friedlichem Wege zum Gehorsam zurückzuführen. Als er sich zu diesem Ende Limoges näherte, wo Heinrich mit dem Vizgrafen Ademar befehligte, empfing ihn

die Bürgerschaft von den Mauern mit einem Pfeilregen, und er zog sich zurück. Bald aber kam er mit Richard an der Spitze eines gewaltigen Heeres und hub die Belagerung an. Der junge Heinrich, der für eine kurze Zeit ausser der Burg war, um einen Hauptschlag gegen seinen Vater ins Werk zu setzen, wurde, ehe noch der dazu bestimmte Tag anbrach, in Folge der vielen Anstrengungen von einem heftigen Fieber am 11. Juni im Schlosse Martel auf das Krankenlager geworfen und fühlte sein Ende herannahen. Jetzt wurde sein Herz weich; er schickte einen Boten an seinen Vater ab, um von diesem Verzeihung zu erlangen, und drückte zugleich den Wunsch aus, ihn noch einmal zu sprechen, bevor er stürbe. Dieser wäre auch bereit gewesen, ihn in seine Arme zu schliessen, doch seine Freunde rieten ihm davon ab, weil sie Verrath witterten, und so schickte er dem Sterbenden zum Zeichen der Liebe und Versöhnung einen Ring. Der junge Heinrich presste ihn an die Lippén, legte eine laute Beichte vor allen Anwesenden ab, liess sich in ein härenes Hemde hüllen und, einen Strick um den Hals geschlungen, auf eine Streu von Asche legen, und so hauchte er seinen Geist aus. Viele beweinten ihn; doch am Meisten und Rührendsten klagte um ihn Bertran de Born:

„Si tut ti dol e 'l plor e 'l marrimen
 E las dolors e 'l dan e 'l caitivier
 Que hom agues en est segle dolen
 Fosson emsems, semblarun tut laigier
 Coutra la mort del jove rei engles,
 Don reman pretz et jovent doloiros,
 E 'l mon escurs e tenss e tenebros,
 Sem de tot joi, plen de tristor e d'ira.“ etc.

„Wenn alle Qualen und wenn alles Leid,
 Der Kummer des Verlustes, herbe Pein,
 Die man nur fühlt in dieses Leibes Kleid,
 Zusammenträten, wären sie noch klein
 Beim Tod des jungen Herrn von Engeland,
 Darüber laut das Ritterthum nun weint,
 Die Welt verdüstert, schwarz und finster scheint,
 Und freudenleer, voll Trauer und volf Jammer.

Betrübt, versunken sind in tiefes Leid
 Die Krieger all und klagen ihre Noth,
 Die Troubadours verzagen weit und breit;
 Kein Feind ist doch so tödlich als der Tod!
 Er nahm den jungen Herrn von Engeland,
 Vor dem der Mildeste noch hart erschien:
 Fürwahr, nicht that die ganze Welt um ihn
 Und wird genug nicht thun mit allem Jammer.

Er, dem es einst gefiel, um unser Leid
 Zu wandeln hier, den Himmel uns erwarb,
 Der Herr der Demuth und Gerechtigkeit,
 Der unserm Heil zulieb am Kreuze starb:
 Er wird den jungen Herrn von Engeland
 Begnadigen, wie er auch gnadeureich;
 Er lasse ihn, den Auserwählten gleich,
 Dort wohuen, wo nicht Schmerzen sind und Jammer.“

Heinrichs Tod war ein Donnerschlag für die Bündner, die nun ihre Sache verloren geben mussten. Der Graf von Toulouse und der Herzog von Burgund zogen sich zurück; Gottfried wagte keinen weiteren Widerstand; die Bündner gingen auseinander. Nachdem das Schloss von Limoges dem Boden gleich gemacht war, zog der König von England mit Richard und Alfonso verwüstend durch das Land und zerbrach die Burgen der Vasallen, die sich ihm nun demüthig unterwarfen. Auch vor Hautefort erschienen die Zerstörer; Bertran de Born wehrte sich hartnäckig und verzweifelt, und erst am siebenten Tage wurde seine Burg im Sturme genommen.

Bertran wurde in Heinrichs Zelt geführt, der ihn sehr heftig anliess. „Bertran, Bertran!“ grollte er, „Ihr habet Euch einmal gerühmt, dass Ihr nicht die Hälfte Eures Verstandes nöthig hättet, jetzt aber scheint er Euch ganz und gar zu fehlen.“ „„Herr!““ erwiederte Bertran, „„es ist so, dass ich dieses gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt; allein jetzt habe ich ihn nicht mehr.““ „Wie so?“ fragte der König; und Bertran darauf: „„Herr! an dem Tage, da Euer Sohn, der treffliche junge König, starb, verlor ich Verstand und Bewusstsein.““ In alten Manuscripten heisst

es, der König habe ihm auf diese Antwort die Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben. Das Erstere mag seine Richtigkeit haben; dem Zweiten widerspricht Bertran in einem Sirventes, aus dem zugleich hervorgeht, dass ihn seine Bundesgenossen recht eigentlich im Stiche gelassen hatten.

„Ges no mi desconort
 S' ieu ai perdu,
 Qu' ieu non chant e m deport
 E non m' aiut
 Com cobres Autafort
 Qu' ieu ai rendut
 Al senhor de Niort
 Car la volgut;“ etc.

„Ich bin nicht so trostlos, ob ich auch Vieles verloren habe, um nicht zu singen und freudig zu sein; ja, ich will mich bestreben, Hautefort wieder zu erhalten, das ich dem Herrn von Niort auf sein Verlangen abgetreten habe. Da ich bittend vor ihm erschien, und der Graf mir mit einem Kusse die Verzeihung gegeben hat, so kann mich kein weiterer Verlust treffen, was ich auch über ihn gesagt habe, und ich brauche keinem Gleissner zu schmeicheln.“

An mir sind meineidig geworden drei Paladine, die vier Vizgrafen von Limousin und die beiden geschniegelten Herren von Perigord, die drei verrückten Grafen von Angoulême und Centule nebst Gaston und alle anderen Barone, die mir Treue geschworen hätten, der Graf von Dijon, Raimund von Avignon, der bretonische Graf: und Keiner hat mir geholfen.

Wenn sich der Graf Richard freundlich und nicht geizig gegen mich erweist, so werde ich ihm ein starker Partner sein und treu und echt wie pures Silber und gehorsam und liebreich. Der Graf ahme dabei dem Beispiele der See nach: fällt etwas Gutes hinein, behält sie es; was aber nichts taugt, das stösst sic aus und schwemmt es auf den Sand. Es ziemp einem Herren, zu verzeihen und wieder zu erstatten, wäs er nahm.

Ein Freund, der mir nicht hilft, gilt mir so viel als ein Feind, der mir nicht schadet. In einem alten Münster des heiligen Martial schwur mir mancher Grosse auf, das Messbuch; ein Gewisser gelobte, nicht ohne mich Frieden zu schliessen, der nachgerade sein Wort nicht hielt, nicht an mich dachte und nur für sich sorgte, indem er sich auf Gnade und Ungnade ergab, was ihn nicht wohl stand.

Ich will den Grafen bitten, mir mein Schloss zur Hut anzuvertrauen oder es mir gänzlich zurückzugeben; deñn jetzt sind alle diese Barone wider mich, so dass ich ohne Streit nicht bestehen kann. Der Graf aber kann mich ohne Schaden gewinnen, und ich ihm also mich ergeben, ihm dienen und ihn ehren.“

Kaum sah sich Bertran wieder im Besitze seines Schlosses, als ihm sein Bruder Constantin, dem es seither nicht gelungen war, in Hautefort einzuziehen, obwohl ihm Heinrich II. dies versprochen hatte, eine Fehde erregte. Er gewann alle Grossen des Landes, die ihm zu seinem Rechte verhelfen wollten. Bertran antwortete ihnen mit einem hämisichen Sirventes und behauptete sich zeitlebens in diesem Besitzthum,

und erst nach seinem Tode verglichen sich seine Kinder mit ihrem Oheim.

Nun trat die Liebe, die eine lange Zeit im Waffenlärm verstummen musste, wieder auf den Schauplatz. Nach handschriftlichen Ueberlieferungen soll Bertran ausser der Vizgräfin von Montignac noch der Gemahlin Heinrichs des Löwen, Richards Schwester und Mutter des Kaisers Otto, gehuldigt haben. Sie kommt bei ihm und in Chroniken unter dem Namen Helena vor, obgleich sie Mathilde hiess.*)

Wie aber hat Bertran de Born der Herzogin begegnen können, die schon 1168 nach Deutschland abging? Heinrich der Löwe war, weil er auf wiederholte Vorladungen Kaiser Friedrichs I. nicht erschien, am 1. Januar 1180 mit der Reichsacht belegt und der meisten seiner Güter verlustig erklärt worden. Im November 1181 hatte ihn der Kaiser in Erfurt nur unter der Bedingung der Acht enthoben, dass er sich durch drei Jahre von Deutschland ferne aufhalte. Heinrich begab sich an den Hof seines Schwiegervaters nach England, ging in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Kinder um die Mitte des folgenden Jahres in die Normandie, wo der König sein Hoflager aufgeschla-

*) Millot et Papon, Voyage de Provence. T. II. 298.

gen hatte, und blieb dort bis 1184, in welchem Jahre er mit seinem Schwiegervater nach England fuhr.

Wahrscheinlich gegen Ende 1183 sah Bertran de Born, zu Hofe berufen, die schöne Herzogin; Richard Löwenherz ermutigte ihn, seine Schwester zu besingen, um diese zugleich aufzuheitern; und Mathilde schien Wohlgefallen und Freude an den süßen Tönen der provençalischen Sprache und an dem Troubadour zu haben. Es haben sich nur zwei Canzonen über diesen Minnedienst erhalten, deren zweite so entstand. Bertran befand sich mit Richard in einem Lager, wo es an dem Nöthigsten gebrach, so zwar, dass man fast hungrig von dem Tische aufstand. Um die Gesellschaft zu trösten und zu erheitern, in der auch sein Stern leuchtete, entwarf er ein Gedicht, dessen letzte Strophen so klingen:

„Gent joves cors, franos e verais e fis,
 D' ant paratge de reian,
 Per vos serai estraitz de mon pals
 E m mudarai part Anjan;
 E car es tan sobr' outras sobeirana
 Vostra valors, e plus an,
 C' onrada n' er la corona romana
 Si 'l vostre cap s' i enclan.“ etc.

„Voll süßem Reiz, erlauchter Königsspross,
 Der die Treue nie verletzt,

Habt Ihr vertrieben mich aus meinem Schloss,
 Habt mich nach Anjou gehetzt;
 Und da Ihr als die schönsterblühte Blume
 Aller Frauen seid geschätz't:
 Gereicht es selbst der Krone Roms zum Ruhme,
 Wird sie Euch aufs Haupt gesetzt.

Ihr Engelblick, ihr Mienenspiel erschien
 Wie ein Wink zum Liebesziel,
 Da neben sie mein Herr mich setzte hin
 Auf den kaiserlichen Pfuhl;
 O, weich und reich war jedes Wort der Süßen,
 Ihre Rede voll Gefühl,
 Und Catalonin schien sie mir im Grüßen,
 In dem ungezwungenen Spiel.

Als ich die Zähne schaute perlenrein,
 Da sie offnen Munds gelacht,
 Und einen Körper lilieweiss und fein
 In des Seidenkleides Pracht,
 Und ihrer Wangen frische Rosenröthe,
 Die mich um mein Herz gebracht:
 Nicht tauscht' ich, wenn man Korassan mir böte,
 So hat sie mich reich gemacht!"

Die endlosen Kriege und Friedensunterhandlungen, Fehden und Verträge Heinrichs II. und Richards mit Philipp August gaben Bertran de Born den Henkel zu manchem kräftigen und heftigen Sirventes; desto schwerer und unausstehlicher mussten ihm aber die Friedensjahre vom Juli 1183 — 1186 fallen. Er sollte jedoch bald wieder zu thun bekommen. Richard hatte sich vor Kurzem mit Philipp Augusts

Schwester Alix verlobt, dadurch ihm die Stadt Gisors an der Grenze der Normandie und andere Plätze als Heiratsgut zugeschrieben wurden; er verzögerte die Vermählung und weigerte weiters dem französischen König die Huldigung. Nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen ergriffen beide Parteien die Waffen; Philipp zog mit seinem Heere über die Loire, griff Richard und seinen Bruder Gottfried an und belagerte sie in Chateauroux. Heinrich II. erschien zum Entsatze; beide Heere standen sich unschlüssig gegenüber; päpstliche Legaten vermittelten einen zweijährigen Waffenstillstand; doch Richard vollzog nicht die gewünschte Hochzeit und gab auch nicht die Mitgift seiner Braut heraus. Bertran liess bei dieser Gelegenheit manches scharfe Sirventes von dem Bogen schwirren.

Richard war seit 1186 mit dem Grafen Raimund V. von Toulouse in Krieg verwickelt; dieser schien fast beendigt, als der Letztere 1188 sich mit mehren aquitanischen Grossen verband und Richards Besitzungen verwüstete. Dieser rüstete ein Heer aus, zog gegen Raimund, zerstörte siebenzehn Schlösser in Quercy und verheerte selbst die Gegend von Toulouse. Raimund, der sich in der schwierigsten Lage befand, wendete sich an seinen Lehensherren, den König von Frankreich; dadurch entstand ein neuer

Krieg zwischen England und Frankreich, dessen Ausgang war, dass Richard im Besitze seiner Eroberungen verblieb. Mittlerweile hatte dieser seine Verlobte ganz und gar aufgegeben und sich mit Berengaria, der Tochter Sanchos VI. von Navarra verlobt, mit der er sich auch drei Jahre später wirklich verband.

Als der dritte Kreuzzug vorbereitet wurde, und alle Troubadours für den heiligen Krieg ihre Stimmen erhoben, schwieg auch Bertran de Born nicht; doch fasste er die ganze Sache von der weltlichen Seite auf und sang unter Anderem zu Ehren des Paladins Conrad von Montferrat:

„Ara sai eu de pretz quals l'a plus gran
 De totz aquels que s leveiron mati;
 Seigner Conratz l'a plus fin ses enjan
 Que s defen lai a sur d'en Saladi
 E de sa mainada croia.
 Secora 'l dieus, qu' el socors vai tarzan;
 Sols aura 'l pretz, que sols sofre l'afan.“ etc.

„Jetzt weiss ich, wer den besten Preis von Allen davon trägt, die sich des Morgens erheben: das ist fürwahr Conrad; denn er wehrt sich zu Tyrus gegen Saladin und seine verruchte Schaar. Gott stehe ihm bei! denn unser Beistand kommt doch schon zu spät: er allein soll allen Ruhm dahinhaben, deun er allein leidet auch alle Noth.

Herr Conrad, ich empfehle Euch Jesus. Dessen möget Ihr gewiss sein, dass ich selber bei Euch wäre: doch gab ich es auf, weil die Grafen und Herzoge, Könige und Fürsten zögerten; dann sah ich eine schöne blonde Dame,

die mein Herz ermattete. Vor einem Jahre noch wäre ich mitgezogen!“

Er blieb also daheim, um das Erbe seiner Väter zu hüten. Im Jahre 1192 entpörten sich in König Richards Abwesenheit dessen alte Feinde, geführt von Raimund von Toulouse. Die Nachricht von seiner Gefangenschaft machte sie nur verwegener, und sie drangen in das Herz seiner Staaten; doch plötzlich erschien er in seinem ganzen Zorne und beugte die aufständigen Vasallen. Bertran de Born hatte damals seine letzten Lieder gedichtet, mit denen er Richard zur Rache anspornte: von da an erschien er nicht mehr auf dem Schauplatz. Es verlautet nichts weiter von ihm, als dass er ein sehr hohes Alter erreichte und zuletzt in einen Cisterzienser-Orden getreten sei.

Richard Löwenherz war selber Troubadour; das Klagelied, das er in seinem Kerker auf der Burg Dürrenstein in Oesterreich verfasste, lautet also:

„Ja nuls hom pres non dira sa razon
 Adrechament, si com hom dolens non;
 Mas per conort deu hom faire canson:
 Pro n' ay d' amis, mas paure son li don,
 Ancta lur es, si per ma rezenson
 Soi sai dos yvers pres.

Or sapchon ben miey hom e miey baron,
 Angles, Norman, Peglavin e Gascon,

Qu' ieu non ay ja si paure compagnon
 Qu' ieu laissasse, per aver, en prison:
 Non ho dic mia per nulla retraison
 Mas anquar soi ie pres.

Car sai eu ben per ver, certanament,
 Qu' hom mort ni pres n' a amic ni parent,
 E si m laissan per aur ni per argent,
 Mal m' es per mi, mas pieg m' es per ma gent,
 Qu' apres ma mort n' auram reprochament,
 Si sai mi laisson pres.

No m meravilh sieu ay lo cor dolent,
 Que mos senher mel ma terra en turment;
 No li membra del nostre sagrament
 Que nos feimies el Sans cominalment;
 Ben sai de ver que gaire longament
 Non serai en sai pres.

Suer comtessa, vostre pretz hobeiran
 Sal dieus, e gard la bella, qu' ieu am tan,
 Ni per cui soi ja pres.

„Zwar redet ein Gefangner insgemein
 Nicht mit Geschick in seiner Schmerzenspein:
 Doch dichtet er, vom Gram sich zu befrei'n:
 Viel Freunde hab' ich, ihr Geschenk ist klein,
 Schmach ihnen, dass um Lösgeld ich allein
 Zwei Winter bin in Haft.

Es muss bekannt doch allen Mannen mein
 In England, Poitou und den Normannen sein:
 Kein Kriegsknecht, noch so arm und klein,
 Blieb mir um solchen Tand in Kerkerpein:
 Zu ihrem Schimpf soll dies gesagt nicht sein,
 Doch bin ich immer noch in Haft.

Mir ist es wohl gewiss in dieser Zeit,
Todt und gefangen thut man Niemand leid;
Werd' ich um Gold und Silber nicht befreit,
Ist mir's um mich, mehr um mein Volk noch leid,
Dem man nach meinem Tod es nicht verzeiht,
Wenn ich verbleiben muss in Haft.

Kein Wunder, dass mein Herz voll Traurigkeit:
Mein Herr bedrängt mein Land in dieser Zeit
Und will nicht denken mehr an unsren Eid,
Den wir vor Gott beschworen allebeid;
Doch weiss ich Eins: es ist die Zeit nicht weit,
Dass ich nicht schmachte mehr in Haft.

ITALIENISCHE PROVENÇALEN.

„Sordel rimase e l'altre gentil forme.“
Dante. Purg. IX. 58.

Als Anhang zu Bertran de Born und zur näheren Kenntniss der Poesie der Troubadours, führe ich hier einige Dichter auf, deren Heimat Italien war, und die aber in provençalischer Sprache ihren Ruhm verdienen wollten. Da stellt sich vor Allen breit hin Sordello, ein Condottiere aus dem Schlosse Goito im Mantuanischen. Ueber sein Leben wären dickeleibige fabelhafte Bücher zu schreiben, die von Abentheuern aller Art überfliessen würden; ich will von ihm nur so viel erzählen, dass er Cunizza, die Frau des Grafen von S. Bonifacio und Schwester der Herren Ezzelino und Alberico da Romano liebte. Diese Liebe musste etwas geheim gehalten werden, und er schlich sich also des Nachts immer durch die Küchenthüre in den Palast; auf diesem Wege, der nicht mit Rosen bestreut und im Gegentheile sehr schmutzig war, musste er sich von einem Küchenjungen huckepack tragen lassen, um sich nicht die Seidenschuhe zu verderben. Einmal trug ihn aber nicht der Küchenjunge, sondern Ezzelino sel-

ber, der hinter seine Schliche gekommen war; er stellte sich zwar entrüstet, doch unterstützte er seine Liebe und hielt ihm gleichsam die Strickleiter, als er seine Schwester Cunizza 1227 entführte; er wurde erst wütend, als er diese verliess und sich mit ihrer Schwester Otta heimlich verheirathete. Nun hatte Sordello keine ruhige Stunde. Ezzelino und der Herr von Bonifacio waren auf seiner Fährte; er musste sich im Palaste seines Beschützers, des Herrn von Estruccio immer bewaffnet tragen und wagte sich nur im Geleite einer grossen Schaar in das Freie. Ein solches Leben war ihm endlich doch zu peinlich; er verliess seine Heimat und begab sich an den Hof des Grafen von Provence. Hier fand er bald einen neuen Gegenstand für seine Liebe. Seine Genossen im Gesange bezeugen, dass er viel Glück in der Liebe hatte und dass er wohl hundertmal die Farben seiner Damen wechselte, was ihm keinen Nachtheil trug, da er immer discret war und nie einen Namen verrieth. Es existirt eine Todtenfeier für seinen Nebenbuhler und Freund, die so originell ist, dass ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten will.

„Planher vuelh en Blacatz en aquest leugier so
 Ab cor d'rist e marrit, et ai en be razo
 Qu' en lai ai mescubat senhor et amic bo,
 E quar tag l'ayp valent en sa mort perdus so:

Tant es mortals lo dans qu' ieu no y ai sospeiso
 Que jamais si revenha, s' en ai tal guiza no.
 Qu' om li traga lo nor, e qu' en manjo 'l baro
 Que vivon descoratz, pueys aurem de cor pro.“ etc.

„Klagen will ich um Herrn Blacatz in diesem Liede, betrübten und schweren Herzens, und ich habe wohl Grund dazu, denn in ihm verlor ich einen guten Herren und Freund: und alle herrlichen Tugenden sind mit seinem Tode untergegangen. So tödtlich ist der Verlust, dass ich an jedem Ersatz verzweifle, wenn es nicht auf die Weise geschieht, dass man ihm das Herz aus der Brust nimmt und die unbeherzten Grossen davon essen lässt, auf dass sie wieder beherzt werden.

Zuerst, und das thut ihm sehr noth, muss der römische Kaiser davon essen, wenn er die Mailänder bezwingen will: sie haben ihn unterdrückt und trotz seinen Deutschen des Landes beraubt. Nach ihm esse der französische König davon: dann wird er Castilien erobern, das er durch seine Thorheit einbüsst. Missfällt es aber seiner Mutter, so esse er nicht davon; denn man erkennt nur zu gut an seinem Ruhme, dass er Nichts unternimmt, was sie nicht will.

Dem englischen König, der gar wenig beherzt ist, rathe ich, recht viel von dem Herzen zu essen: so nur wird er gut und tüchtig werden und das Land wieder erobern, um dessen willen er ruhmlos ist, jenes Land, das ihm der König von Frankreich, der seine Feigheit kennt, entrissen hat. Der König von Castilien muss für Zwei essen: er besitzt zwei Königreiche und taugt nicht für eins. Will er aber davon essen, so thue er es insgeheim; denn seine Mutter schläge ihn mit dem Stocke, wenn sie davon erföhre.

Auch der König von Aragon soll mir von dem Herzen

essen: das wird ihn von dem Schimpfe befreien, den er zu Marseille und zu Milhaud erfuhr. Er vermag auf keine andere Weise, was er auch unternehmen und vorbringen will, wieder zu Ehren zu kommen. Nach ihm gebe man dem König von Navarra von dem Herzen, der, wie man hört, besser war als Graf denn als König. Nun ist es aber unrecht, wenn Gott einen Mann zu grosser Macht erhebt, dass der Mangel an Herz ihn wieder erniedrigt.

Der Graf von Toulouse muss tüchtig davon essen, wenn er sich erinnert, was er sonst besass und was jetzt. Wenn er mit einem fremden Herzen seinen Verlust nicht ersetzt: so glaube ich kaum, dass er ihn mit dem eigenen Herzen ersetzen werde. Auch der provençalische Graf muss davon essen, wenn er bedenkt, dass ein Mann, dem man das Seine genommen hat, nichts werth ist; und obgleich er sich kräftig vertheidigt und hält, so hat er doch Ursache, von dem Herzen zu essen, um seine schwere Bürde leichter tragen zu können.

Die Herren werden schlimm auf mich zu sprechen sein, dass ich ihnen wohlmeinend rathe; doch mögen sie wissen, dass ich sie so wenig achte, als sie mich.“

Unter diesen Herren sind verstanden: Kaiser Friedrich II., König Ludwig IX., König Heinrich III., Fernando III. von Castilien, Jacopo I. von Aragonien, Theobald Graf von Champagne und König von Navarra, Raymund von Toulouse und Raymund Berengar von Provence.

An Sordello schliesst sich Bonifaci Calvo, ein Edelmann aus Genua, der um die Mitte des

dreizehnten Jahrhunderts blühte. Er verliess seine Vaterstadt, begab sich an den Hof Alfonso von Castilien, sang mit den Troubadours um die Wette und verbrachte erst seine alten Tage wieder in seiner Heimat.

Nebst diesen tritt Bertolome Zorgi aus einer angesehenen venetianischen Familie zwischen 1250 — 1270 auf, von dem ausser anderen Liedern ein Sirventes über Conradins Tod erhalten ist, das also lautet:

„Si l' monz fondes a maravilla gran,
 Non l' auria a descovinenza;
 S' es curzis tot sivals so que resplan,
 Pueis qu' onratz reis per cui reingnes vaillensa
 E valc jovenz
 E rics pretz e toz bes,
 E d' Auctorica l' auz ducs Federics,
 Qui d' onrat pretz e de valor fon rics,
 Tan malamenz
 Son mort.
 Hai! quals danz n' es!
 Mas car pres a l' segle tan de damage,
 Taing qu' om l' azir,
 E car erguoilt ha pres
 Fortz e consir
 D' aunir pretz e paratge . . .“

„Wenn vor Entsetzen die Welt unterginge: es sollte mich nicht wundern, wie auch nicht, wenn Alles sich verdunkeln würde, was da glänzt, dass der erlauchte König, durch den der Edelmuth noch blühte, durch den die Anmuth und der hohe Ruhm und alle Tugenden noch walte-

ten, und Oesterreichs glorreicher Herzog Friedrich, der an würdigem Verdienst und andren Gaben reich war, so schändlich hingemordet worden sind. Weh, was für ein Verlust! Da nun die Welt so grossen Schaden erlitten hat, wie muss sie uns verhasst sein: denn der Uebermuth hat sich erfrecht, edles Verdienst und hohe Abstammung so schmählich zu beschimpfen.

Es wundert mich nur Eines, dass ich die Kraft noch habe, dies Unglück, den brennenden Schmerz und jenen tödtlichen Verlust zu schildern: denn ich zöge es vor, dass auch die Erinnerung stumm mache und tödtete, mich und Jeden, der noch die Tugend hochhält. Nie gab es Einen, war er jung oder alt, den nicht Jeder von den Zweiern mächtig überragte. Sie und ihre Handlungen waren so edler Art, dass sie den Bekümmerten, der nur von ihnen hörte, er hätte sie auch nicht gekannt, mit Freude erfüllten.

Der König, noch nicht zwanzig Jahre alt, liebte Gott, die Gerechtigkeit und Weisheit, darin er Salomon nicht nachstand. Im Waffenspiele war er ohne Zweifel der Ersten Einer; er gab und schenkte mit so milder Hand, dass der Freigebigste, mit ihm verglichen, ein Bettler war; er war ein Freund der Edlen und ein Feind der Unedlen, doch ohne diesen ein Unrecht zu thun; es war nicht liebenswürdigere Anmuth an Absalon: so schön und freundlich war er und von so erhabnem Stamme.

Auch in dem edlen Herzog Friedrich waren viel der schönsten Tugenden, dass sein Wesen wahrhaft königlich erschien; seine Worte und Geberden waren tadellos, und mit seinen Thaten, in denen er nicht fehlte oder irre ging, gewann er weit und breit den rauschendsten Beifall. So meine ich; dass ihr Tod Gottes Zorn erregt hat, und da er solches Unglück nicht verhinderte, so glaube ich fürwahr,

dass er die Welt nicht würdig hielt für ihren Aufenthalt, und dass er ihnen ihre Tugenden dreifach vergelten wollte.

Wie können die Deutschen und Alemannen nur leben, wenn sie das Andenken eines solchen Verlustes im Herzen tragen: sie haben ja ihr Bestes mit diesen Beiden verloren und haben nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht schnelle Rache üben, sie blieben ewig mit Schande bedeckt: so grausam verfuhr der wilde Carl! Noch lebt Don Enrique, aber auch er wird dem grausamen Tode nicht entgehen; denn jener kennt den starken Muth der Spanier und wird zeigen wollen, dass er nicht Scheu hat, ein so hohes Haupt zu beschimpfen.

Edle Ritter! denket stets ihres Todes, und was man von euch sagen wird, wenn ihr solche Kränkung duldet. Und Alfonso, der erlauchte König, erwäge wohl, ob er seinen Bruder so beschimpfen lassen will.

Ich will es zur Erinnerung sagen, dass diese Klage mit Absicht in anmuthig und spielend munterer Weise abgefasset ist: es möchte sie sonst Niemand singen, ja selbst Niemand hören, weil er sich nicht an solches Weh gemahnen lassen wollte.“

Weiters ist noch der Troubadour Lanfranc Cigala, ein Edelmann aus Genua, der hier 1248 als Consul figurirt, und endlich Folquet, der Sohn eines Kaufmannes aus Genua, der sich später in Marseille niederliess, zu erwähnen. Dieser Troubadour erwarb sich die Gunst des Grafen von Poitiers und Raymunds V. von Toulouse; vor Allem aber erfreute er sich der Huld des Vizgrafen von Marseille und seiner Gemahlin Adelasia.

GEISTIGE HERRSCHAFT.

„Warum ist in den weltlichen Wissenschaften weniger Streit und nach dem Streite mehr anerkannter Fortschritt, als in der geoffenbarten Theologie?“

Friedrich von Raumer.

Es gibt in der Geschichte Uebergangsepochen, die von geheimnissvollen Schauern begleitet sind: und eine solche ist von der Mitte des dreizehnten, bis zum Aufgange des vierzehnten Jahrhunderts. Die Kirche hatte ihre Hände in das Spiel der weltlichen Händel der Christenheit gemengt und Streitkräfte in Bewegung gebracht wie irgend eine Herrschermacht; sie setzte gegen Kaiser Friedrich II. und gegen Philipp den Schönen ihren Kopf, d. i. ihre Glockenthürme auf, welche ihre Gegner in Acht und Aberacht läuteten, dass es gar schrecklich anzuhören war. Sie war bei ihrer Werbung um Streitkräfte glücklich, man drängte sich um sie, bis an die Zähne gewaffnet, oder man drängte sich vielmehr um das Handgeld, nemlich um die republ.ianische Freiheit, die sie verbürgte. Als sie in der Folge wieder einmal unter Bonifacius VIII. dasselbe trutzige Waffenspiel wagen wollte, kam sie noch zur guten Stunde zur Einsicht, dass

sich die Zeiten seitdem gewaltig verändert hatten. Sie begab sich von nun an der politischen Vormundschaft über die Völker, die sie wohl in ihrer Kindheit an dem Narrenseile grossartiger Versprechen gängeln konnte, die aber seitdem mündig und stark geworden waren, Schwarz von Weiss unterscheiden und sich im Nothfalle selber vertheidigen konnten, ohne dass ein Priester ihre Waffen zu segnen brauchte. Die Kirche zog sich also wieder zurück, legte das Schwert aus der Hand und griff zum Psalterbuche: sie wollte fortan nur auf dem geistigen Gebiete thätig sein. Vier Concile, die in weniger als hundert Jahren zusammenberufen wurden, hatten hinlänglich die Intelligenz ihrer Dogmen verbreitet, die Disciplin fest zusammengezogen und die Reform der Sitten ins Werk gesetzt. Vier geistliche Orden waren errichtet worden: der des S. Dominicus und S. Franciscus, die Augustiner und der Orden der barmherzigen Brüder, welche die Altarkerzen der christlichen Liebe und die Brandfackel der Zerstörung gegen eine sogenannte ketzerische Gedankenrichtung nach allen Enden der Welt trugen. Die religiöse Idee trat nun nicht mehr, um ihr Leben in Angst, mitten zwischen die Kämpfer auf den Schlachtfeldern, sie nahm auch nicht wieder Sitz und Stimme ein in den Conferenzen der Fürsten; sie

zog sich wieder in ihre einsamen stillen Klosterzellen zurück und machte von da aus ihre geheimnissvollen Gänge. Sie ahmte wieder dem Beispiele Petri nach, der sich an dem Heerde wärmte und mit den Mägden plauderte, während sein Herr und Meister vor seine grausamen Richter geschleppt wurde; sie umspann wieder die Gewissen der Menschheit mit den Netzfäden ihrer Dogmen: und sie hatte so den schlauesten Weg eingeschlagen; denn es gab vielleicht keine Zeit, da vor den Altären der Kirche so viele brünstige Beter in Andacht lagēn.

Anderseits hatte das Papsthum an dem Strande von Africa zwei verfehlte Kreuzzüge unternommen, und es musste ihre möglichen nachtheiligen Folgen in Europa wieder gut zu machen suchen. Es musste die Grenzen im Norden gegen die Mongolen horden vertheidigen und im Süden gegen die Muselmänner schützen. Zufrieden, sich nach Aussen in Unabhängigkeit erhalten zu haben, ging es im Innern schon weiter und raffte seinen ganzen Kraftaufwand zusammen. Auf eine glorreiche Epoche der Eroberungen folgte nun die Epoche der Organisation. Das römische Reich hatte unter der Herrschaft eines genialen Hohenstaufen seinen besten Anhang unter dem Feudaladel abtrünnig gemacht, und jenes war durch dessen weltliche

Gewalt recht eigentlich um seine Oberherrschaft gekommen. Aus dem Feudalismus, der sich gewaltsam von der beabsichtigten Centralisation der Kirche losgerissen hatte, entwickelten sich kräftig Sondernationalitäten, die nicht an einander haften wollten und sich in gegenseitigen Eifersüchteleien jahraus jahrein in den Haaren lagen. Da setzte es die heftigsten Kämpfe um streitige Grenzen, das Blut düngte die Felder und strömte durch die Strassen der Städte; eine nothwendige Folge davon war, dass sich grössere Mächte in das Mittel legten: und das war wieder der Anfang und das Element des internationalen Rechtes. Der Feudaladel hörte nachgerade auf, eine selbstständige Macht zu sein, und hatte höchstens das äussere Gepränge davon: er konnte nicht mehr auf den schweigenden Gehorsam rechnen, mit dem ihm mehre Generationen huldigten. Wenn er jetzt befehlen wollte, konnte er auch sicher auf murrenden Widerspruch gefasst sein, und wenn er trotzig die letzte Karte auf das Spiel setzen wollte, verlor er gewöhnlich das Spiel. Er musste sich in einen Kampf mit dem Königthum, das die Schutzmauer seiner Unterthanen war, einlassen, der nur unglücklich ausfallen konnte, oder er musste sich mit diesem auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen abfinden; wenn er Beides nicht wollte und wagte, so musste er

sich hinter den Clerus oder hinter das Volk flüchten, das aber nur dann seinen Arm herlieh, wenn ihm zum Ersatze alle ausser Brauch gekommenen Freiheiten auf's Neue unverbrüchlich verbürgt würden. Unter den Namen von Ständen, Parlamenten, Communen und Cortes bildeten sich Repräsentativ-Versammlungen heraus.

Friedliche Revolutionen gingen jetzt auch in der Gedankenwelt vor sich. Die Wissenschaft wurde zwar von der Theologie beherrscht; das war aber nur eine formelle Herrschaft, unter welcher die Unterworfenen sich gewaltig mächtiger erhob als Jene, welche das Zepter in der Hand und den Hermelinmantel auf den Schultern trug. Die Reisen des Marco Polo, die Missionsreisen armer Mönche durch die Wüsten des nördlichen Asiens, die Schiffe von Genua, die durch Stürme auf die Canarischen Inseln verschlagen wurden, hatten die Grenzen der bisher bekannten Welt erweitert. Die Erfindung des Compasses, der Ferngläser und des Schiesspulvers kam noch ungeahnten geheimnissvollen Kräften der Natur auf die Spur. Ueberall wurden Hochschulen errichtet, theils für eine specielle Wissenschaft wie für die Medicin nach dem Muster von Salerno und Montpellier, oder für die Rechtsgelehrsamkeit nach dem Muster von Pisa; theils erhoben sich in den Haupt-

provinzen der christlichen Welt grosse Universitäten, die mächtig imponirten durch den encyclopedischen Charakter ihrer Lehrer und durch die Menge der Studenten, die aus allen Gegenden dort zusammenströmten. Oxford, Bologna, Padua, Salamanca, Neapel, Upsala, Lissabon und Rom öffneten ihre Hallen, ehe ein volles Jahrhundert in das Land ging.

Die Fortschritte der Kunst waren noch rascherer Art. Freilich war die Zeit der glühenden Begeisterung vorüber, und die Kunst trat nun in das Stadium der analytischen Arbeiten: Auf die chevalereske Epopée und auf minneliederliche Ausbrüche folgte eine Poesie, die mehr platonische Freundin als sinnliche Geliebte war, die es also auch mehr mit der Allegorie und, wenn es hech ging, mit der Satyre hielt, und die nur zu oft auf didactischem Wege in die nüchternste Pedanterie verfiel und das vor Allem desshalb, weil sie sich von dem klingenden Accompagnement losgesagt und nur den nothdürftigsten Rhythmus beibehalten hatte. Was die Prosa betrifft, so hatte sich diese sogar des Rhythmus entzweit und unterwarf sich sclavisch den düren Regeln einer Grammatik, die überdies nicht so festgestellt war, dass man ihr ohne Weiteres, und ohne erst ein Labyrinth von Ausnahmen durchlaufen zu müssen, hätte nahen

können. Sie machte auf dem Felde der Geschichtslehre ihre ersten schüchternen Versuche mit den Gesetzesammlungen und bereitete so den Charakter der modernen Sprache vor.

Werfen wir einen Blick auf die bildenden Künste! Die Architectur suchte, nachdem sie die höchstmögliche Vollendung im gothischen Style erreicht hatte, durch Ueberladung und reiches Plunderwerk wieder zu erlangen, was sie an Reinheit und Einfachheit eingebüßt hatte; die Malerei und Bildhauerkunst, ihre Schützlinge, aber auch ihre Handlänger, die ihr jederzeit zu Willen sein, und die also so zu sagen zu ihrem Dienste im Schweiße ihres Angesichtes wie Aschenbrödel handwerkern mussten, begnügten sich nicht mehr, Fensterläser bunt zu bemalen und die Nischen ihrer Bauwerke mit Figuren zu bevölkern: sie machten ihre Originalversuche mit Fresken, damit sie die Wände bekleideten, und mit der Ausschmückung von Gräbern.

Der Handel endlich, der mit Hilfe der Kreuzzüge den Kreis seiner Unternehmungen über das Meer ausgedehnt hatte, wollte alle Fahrstrassen und Fusswege der Welt auskundschaften und seine Niederlagen vervielfältigen. Die Manufactur machte in den Städten unter dem Schutze der Municipalfreiheiten die besten Geschäfte. Die Abänderung der Knechtschaft in Lehenspflicht er-

muthigte die Agricultur, wie diese anderseits und früher die Umwandlung der rohen Sclaverei in Dienstbarkeit regenerirt hatte.

Inmitten dieser veränderlichen Gebärung der menschlichen Thätigkeit konnte die Philosophie die Hände nicht müssig in den Schooss legen und auf Einer Stelle stehen bleiben. Der laute Lärm der Aussenwelt musste durch die Fenster und Balken in die tiefste Einsamkeit dringen, musste ihrem Gedankenzuge eine andere Richtung geben und die Dauer ihrer ernsthaftesten Meditationen verlängern. Stolze und ehrgeizige Geister wollten nicht hinter den Thaten bleiben, die allüberall ausgekämpft wurden, und wollten mehr als ihre bewundernden Zeugen sein: die grossen Ereignisse riefen auch grosse Entwürfe hervor. Das war aber eine Bewegung in der Einsamkeit und der inneren Organisation, dabei sich die vielen vermengten Elemente gegenseitig ausschieden und jene, die homogen waren, sich vermengten. Diese Bewegung lief auf die Reflexion, Abstraction und auf die Wiederzusammensetzung, d. i. auf die Wirkungen selber, hinaus, welche die philosophische Wissenschaft ausmachen.

Die Menschen waren aber zugleich, so zu sagen, die Geburtshelfer der Umstände; und unter diesen muss zuerst Innocenz IV. genannt werden. Er beherrschte das dreizehnte Jahrhundert

und wollte auch die Intelligenz beherrschen, die sich darin geltend machte. Genöthigt, von Stadt zu Stadt zu fliehen und sich unter fremden Schutz zu begeben, folgte dem Flüchtigen eine lange Suite von Gelehrten in das Exil und bildete dort, wo er sich niederliess, gleichsam eine Universität. Später dehnte er seinen Eifer für die Wissenschaft auf alle Schulen der christlichen Königreiche aus, und er sah es mit unliebsamen Augen, dass man allein die Jurisprudenz und nicht auch die Philosophie sorgsam pflegte. Er wollte alle Geister mit ihr befreunden, und, um diess zu erreichen, stellte er dafür zeitliche Interessen in Aussicht und erklärte, dass man nur mit ihr das Recht und die Hoffnung habe, Kirchenwürden anzustreben und zu erlangen. Urban IV. richtete es so ein, dass Thomas d'Aquino unter seinen Augen in Rom Physik und Moral vortrug, und er selber nahm an den Disputationen seiner Cardinale Theil, die auf seine Anregung gehalten wurden. Roger Bacon fand in Clemens IV. einen starken Protektor seiner angefeindeten Doctrinen. Innocenz V. war früher ein ausgezeichneter Redner, und spintisirender Metaphysiker. Johann XXI., fast mehr bekannt unter dem Namen Pietro Espanol, war Verfasser einer Logik, die ihrer Zeit berühmt war.

Weltliche Fürsten ahmten diesem Beispiele nach. Friedrich II., der vier Kronen trug, dessen Regierung, so zu sagen, ein Krieg von vierzig Jahren genannt werden kann, war ein wilder Despot und ein milder Gesetzgeber zu gleicher Zeit, ein ehrgeiziger Eroberer unter seinen Zeiten in der Lombardie, ein raffinirter Wollüstling in seinen Harems in Apulien und Sicilien, ein Troubadour aus Laune und ein Philosoph aus Ostentation. In seinen müssigen Stunden legte er das Schlachtschwert aus der Hand und entrollte griechische und arabische Manuscrite: damit wollte er Europa ein Geschenk machen, und er kündigte in einem Manifeste, das sein Geheimschreiber Pierro delle Vigne redigirte, die Uebersetzung mehrer Werke an, unter denen sich vielleicht auch Aristoteles befand. Gleiche Gunst fand die Wissenschaft bei König Robert von Neapel, der nach seinem Tode als ein fertiger Weiser gelesen wurde, bei Alfonso von Castilien, der sich schon bei Lebzeiten den Namen eines Weißen verdiente, und an dem Hofe von England, wo sich die Menge um Duns Scott drängte. Die beste Aufnahme fanden an dem französischen Hofe Thomas d'Aquino, der an der königlichen Tafel Ludwig des Heiligen sass, und Vincent de Beauvais, der als Vorleser mit

diesem Fürsten in intimer Freundschaft stand; Philipp der Kühne gab seinem Sohne den berühmten Egidius Colonna zum Lehrer. Diese Fürsten nahmen die Universität von Paris in ihren speciellen Schutz und dotirten sie reichlichst; die Folge davon war, dass an vierzigttausend Studenten auf ihren Bänken sassen und auf die Vorträge der ersten Doctoren der Welt lauschten, so dass ein Papst nicht umhin konnte, sie für die Quelle aller Wahrheit und für den Heerd der Aufklärung zu halten.

Eine wesentliche Folge dieser Protection war die rasch ins Werk gesetzte Vervielfältigung von Büchern und Uebersetzungen aller Art. Die letzten Schriftsteller, die sich aus dem Untergange Roms mit dem Organon des Aristoteles und mit den Büchern des S. Denisius Areopagita retteten, waren, so zu sagen, die ersten Scholaſtiker. Später hatte durch die Kreuzzüge die lateinische Sprache mit den Sprachen Griechenlands und des Orients fraternisirt. Die Werke des S. Johannes von Damascus wurden übersetzt, und Wilhelm Abt von St. Denis brachte aus Constantinopel Manuscripte heim, unter denen sich wahrscheinlich die Physik, Moral und Metaphysik des Aristoteles befand. Schon gingen kühne Pilger nach Toledo und Cordova, um dort die maurischen

Wissenschaften zu erlernen. Jetzt wirkte der Hellenismus und Orientalismus mit ungewöhnlicher Kraft auf die Geschicke der Philosophie des Westens. Die abweichende Verschiedenheit der Dialecte war kein Hinderniss für diese Zeit; bald erschienen in lateinischer Sprache die Werke von Avicenne und Averrhöes; Moïses Maimonides gab die Arbeiten der maurischen Gelehrten und die Träumereien der jüdischen Kabbala heraus; zu gleicher Zeit finden der Almagestus des Ptolomeus, der Timeon des Plato und die Bücher des Proclus ihre Ausleger. Vor Allem aber machte Aristoteles sein Glück. Seine Werke, die schon in arabischen Uebersetzungen erschienen waren, wurden wieder auf den Urtext zurückgebracht, und einige Abhandlungen gingen sogar in die Vulgarsprache über. Da ging aber bald eine finstere Opposition von den Universitäten gegen die peripathetischen Schulen aus; Gregor XII. glättete die Stirne dieser Opposition und stimmte ihren Hass herab; die Universitäten gaben nachgerade zu, dass man Ausnahmen machen müsse; später übten sie die unbedingteste Toleranz aus und endlich nahmen sie diese Doctrinen in ihren höchsteigene Schutz. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts finden der Hellenismus und Orientalismus die gastfreundlichste und feierlichste

Aufnahme in den christlichen Republiken; und auf einem Concil wurde eigens verordnet, dass in den Hauptuniversitäten Lehrer für das Hebreische, Chaldeische, Arabische und Griechische angestellt werden mussten.

KÄMPFE.

„Sie sprechen für ihre Religion mit einer Hitze, als wenn sie Unrecht hätten.
Lichtenberg.

Die Theologie, die noch betäubt von dem Weihrauchsduft auf den kalten Marmorstufen in blinder Anbetung lag, die sich nicht satt schauen konnte an dem goldenen und brockatenen Gepränge des äusseren Cultus, wurde mit Einem Male von dem vermessenen Gedanken durchzuckt, den Beweis zu führen über jene unsichtbare göttliche Macht. Es genügte ihr nicht weiter der fromme Glaube der Menschen: sie verlangte die Frömmigkeit der Herzen als schuldigen Tribut für die Offenbarungen über die geheimnissvolle Geisterwelt; und damit nahm die Metaphysik ihren Anfang. Nun wollte auch die Dialectik nicht länger in den labyrinthischen Irrgängen der Sprache herumtaumeln; müde der müsigen Klopffechterei mit hohlen Phrasen und leeren Worten, wollte sie die Gedanken, die eine Zeugungskraft hatten, mit starken Klammern zusammenkoppeln: sie erhub sich zur logischen Function. Die Metaphysik und die Logik feierten ihr Verlobungsfest und wechselten die Ringe; sie hatten

sich aber nicht hinlänglich geprüft, ob sie auch für eine praktisch glückliche Ehe taugten; das Jawort war gefallen, sie bestiegen das Brautbett: die Frucht dieser Ehe war die Dogmatik. Die Bedingungen zu dieser Ehe lagen in einem noch unerledigten Problem: nemlich zu wissen, ob es ein Bindemittel gebe zwischen der Geisterwelt, welche die Metaphysik voraussetzt, und zwischen den Begriffen, welche die Logik deducirt. Saint Anselmus glaubte den Schlüssel zu diesem Problem damit gefunden zu haben, indem er von dem Begriffe: Gott frischweg auf die Existenz Gottes schloss, indem er für alle allgemeinen Ideen ein reales Gewand zusammenschneiderte, dass sie sich nun nicht weiter ihrer Nacktheit zu schämen brauchten und nicht weiter im Winter froren, und indem er sich so aus eigener Machtvollkommenheit zum Oberhaupt der Realisten einsetzte. Andere aber, und an ihrer Spitze stand Roscelin, verweigerten halsstarrig der allgemeinen Idee den objectiven Werth und escomptirten gleichsam keine Wechsel auf das Haus Saint Anselmus; sie anerkannten in seinen leibhaften Gattungen und Gestalten nur willkürliche Geschöpfe der Sprache und, so zu sagen, die Goléms der Talmudisten. Das waren die Nominalisten. Diese zwei Schulen nahmen nun wieder den unbeendigt gebliebenen Streit des

Idealismus und Sensualismus auf. Kräftige Streiter traten auf den Kampfplatz, und unter Anderen ragte hervor Guillaume de Champeaux; der Sand wirbelte hochauf; sie prallten nicht mit ehernen Schildern, sondern mit grossen Folianten zusammen; ihre Lanzenspitzen waren nur Federn: und dennoch erscholl von diesem Turney der Ruf durch die ganze Christenheit, und die Schläge, die sie sich versetzten, erdröhnten weithin. Die trotzigen Gegner vereinten sich nicht, ihr Kampf veranlasste nur neue Spaltungen; es bildeten sich nachgerade vier Secten der Realisten und drei Partheien der Nominalisten. Die Widersprüche dieser Kämpfer, die sich doch alle unter dem Banner der einzigen wahren Vernunft schaarten, bewiesen nur gleichsam die Ohnmacht der Vernunft, da es keine Parthei zu einem entschiedenen Siege brachte. Viele verworfen nun die Logik als unsichere Bundesgenossin ihres Kampfes: sie war in ihren Augen eine zu scharfe Pflugschar auf dem Fruchtfelde der Wissenschaft, und sie wollten nicht weiter mit ihr pflügen; sie wollten an die erste Quelle der Wissenschaft durch die anschauende Erkenntniss und zu dieser durch die Ascetik gelangen. Daraus entsprang die mystische Philosophie, deren oberste Grundsätze formulirt wurden von Godefroy, Hugues und

Richard: einem Triumvirat von Mönchen, die in der Abtei Saint-Victor hausten und unablässig schrieben und schufen. Die Theologie hatte damit, dass sie die rationellen Studien aus dem nächtigen Schlafe des Glaubens in die frische Morgenluft der Erkenntniss lockte, sie sofort auch an die Grenzen der Orthodoxie und der blinden Meinung geführt; diese Grenzen waren aber nicht scharf und bestimmt abgesteckt; man erreichte sie nicht und stürmte über sie hinweg, ohne eben zu wissen, ob man vor oder hinter ihnen stehe. So musste es geschehen, dass manche Doctrinen den kopfschüttelnden Verdacht weckten und andere, wie die des Amuney de Chartres und des David de Denant mussten förmliche Anathemie hervorrufen. Aus dem heftigen Zusammenstosse der wissenschaftlichen und der religiösen Erörterung trat der Zweifel geharnischt hervor. Es waren Feuerstein und Stahl, die zusammengeschlagen wurden: was Wunder, dass der zündende Funken heraussprang. Die verwirrten Reminiscenzen der heidnischen Philosophie und die weiteren Einflüsse der orientalischen Denker brachten ein brodelndes Gemisch hervor, aus dem die Dampfwolken des Scepticismus aufwirbelten, unter denen die Vernunft noch nicht zu einer sieghaften Erkenntniss gelangen konnte.

Die scholastische Philosophie hatte im drei-

zehnten Jahrhundert ihren höchsten Höhepunkt erreicht. Wie die Kirche, so zu sagen, freiwillig ihr unverantwortliches Portefeuille mit seinen Heiligenbildern ablegte und an die Politik abgab, so spielte auf eine gleiche Weise die Theologie in die Philosophie hinüber. Sie entliess nun die Philosophie von ihrem Gängelbande, die nachgerade gross und stark geworden war, um sich selber zu nähren und zu kleiden, und die sich auch im Nothfalle auf ihre eigene Faust vertheidigen konnte. Freilich behielt sie sich noch immer die mütterliche Aufsicht vor, und es kamen bange Tage, da die Tochter ihres Trostes bedurfte, da die Mutter die Thränen der Verzagtheit mit dem Schweißtuche zu trocknen hatte. Sie wohnten nicht mehr selbander in einem und demselben Hause, sie waren von Tisch und Bett getrennt; es war aber kein förmlicher Bruch zwischen ihnen vorgefallen, sie besuchten sich noch gegenseitig und plauderten wechselweise ihre geheimsten Geheimnisse aus. „Die Wissenschaft des Glaubens“, sagten die Doctoren, „behandelt die erschaffenen Wesen nur in so weit, als sie ein unvollendetes Bild der Gottheit abspiegeln: die menschliche Philosophie betrachtet sie in ihrer eigenthümlichen Lebensgebarung. Die Philosophie macht sich die Auffindung der zweiten und Specialursachen zur Aufgabe: der

Gläubige bleibt mit seinen Gedanken nur an den ersten und Grundursachen haften. Bei der Philosophie geht man von der Kenntniss der Geschöpfe aus, um zum Begriffe: Gott zu kommen, welcher den Schlussstein bildet; bei dem Glauben geht man von dem Begriffe: Gott aus, und, indem man in ihm die Weltordnung enthüllt, deren Mittelpunct er ist, kommt man mit der Kenntniss der Geschöpfe zum Schlusse. Die zweite Methode ist vollkommener, weil sie den menschlichen mit dem göttlichen Geiste in Rapport bringt, der sich selber schauend in sich zugleich alle Dinge schaut. Und doch kann die Wissenschaft der Theologie oft Einiges von den Arbeiten der Philosophie entlehnen, nicht etwa weil sie dies nöthig hat, sondern um den Dogmen, die sie für den Glauben hinstellt, eine hellere Klarheit zu geben.“

Die Philosophie steckte ihre äussersten Grenzpfähle in das weite Feld; sie definierte sich so: „Die Philosophie ist das Studium der unbegreiflichen Wahrheiten; je nachdem diese Wahrheiten sich auf Worte, Dinge oder auf die Sitten beziehen, wird sie Vernunft-, Natur- oder Moralphilosophie. Als Vernunftphilosophie hält sie sich an die Grammatik, die sich den Ausdruck der Idee zur Aufgabe macht; an die Logik, die sich mit der Fortpflanzung derselben beschäftigt;

an die Rhetorik, welche Bewegungen hervorzubringen sucht. Als Naturphilosophie schliesst sie die Physik ein, darin abgehandelt wird von der Schöpfung und von der Vernichtung der Dinge; die Mathematik, welche die abstracten Formen und die allgemeinen Gesetze betrachtet; die Metaphysik, welche diese auf ihre Ursache, auf ihren Typus, auf ihr Ende zurück- und hinführt. Als Moralphilosophie nimmt sie verschiedene Namen der klösterlichen Einsamkeit, der Economie und der Politik an, je nachdem sie das Lebenswohl des Individuum, der Familie und des Staates im Auge hat.“

Die Philosophie, die nun schon ein tüchtiges Fählein von Streitern angeworben hatte, musste sich auch um geschickte Führer umsehen, um die allerorten zerstreuten Kräfte in einem Brennpunkte zu sammeln; sie brauchte organisirende Talente, dass die Entdeckungen des menschlichen Geistes nicht in das Planlose zerführen. Ein solcher Führer und Organisator war Albert der Große, 1195 — 1280. Der hatte einen starken Rücken: er musste aber auch auf diesem Rücken die ganze Welt der damaligen Wissenschaft und manchen müssigen Plunder, der als solche in Kauf gegeben wurde, tragen. Vertraut mit den alten und mit den orientalischen Sprachen, war er zu diesen zwei lange verschütteten

Quellen mit riesigen Trinkgesirren gekommen, und hatte sie alle bis zum Rande gefüllt. Er hatte lange als fahrender Schüler auf den Bänken der Scholastik in Paris gesessen und kam dann als fertiger Meister nach Cöln am Rhein, wo er seine eigene Lehrkanzel aufschlug und so zu sagen der erste hohe Priester der Wissenschaft in Deutschland wurde. Er war insofern ein Neuerer und Reformator der Wissenschaft, indem er nicht wie seine Vorgänger die psychologischen Fragen vernachlässigte, die durch ein selbsteigenes Frag- und Antwortspiel der Vernunft eine glückliche Lösung herausbrachten: er erkannte den Ursprung und die eingeborene Kraft der Ideen und fand die Eintheilung der Fähigkeiten der Seele. Er hielt es auch wie Andere nicht unter seiner Würde, eine Frage an die Natur zu richten; er behandelte diese nicht weiter wie einen Paria, welcher nicht eines Blickes werth wäre; er suchte durch ein unermüdlich hartnäckiges Experimentiren mit Windöfen und Schmelztiegeln bisher unbekannte Resultate, und er wollte unedle in edle Metalle verwandeln. Er war aber ein Waghals in seinen Forschungen; die Natur genügte ihm nicht mehr, sie war ihm bekannt wie seine rechte Hand, er beherrschte sie ganz und gar; er verstieg sich immer höher und höher; er nährte den vermes-

senen Gedanken, in den für die menschlichen Augen unzugänglichen, in den für jede logische Folgerung unerklärlichen Regionen thätige Wesen aufzufinden, die da fähig wären, die Art und Gestalt der Phenomene und deren regelrechte Wechselwirkung zu veranlassen. Er selber, so sagte er mit der festesten Üeberzeugung, die von aller Charlatanerie frei war, glaubte an den Titel des Zauberers und liess sich damit gerne anrufen, den ihm seine Schüler gaben. Sein Andenken erhielt sich lange im Gedächtniss des Volkes; nur schlug es, wenn es seinen Namen in der Dämmerung aussprach, ein frommes Kreuz, und die Kinder duckten die Köpfchen in den Schooss ihrer Mutter und versprachen, folgsam zu sein, wenn man den grossen Zauberer nicht herbeirufen wolle. Später sprach man von ihm wie von einer mythologischen und fabelhaften Person, und es fanden sich viele Zweifler, die frischweg nicht glauben wollten, dass er je gelebt habe. Dante versetzte ihn mit seinem Schüler Thomas d'Aquino in den vierten Himmel, nemlich in den der Sonne.*)

*) Dante, Divina commedia; paradiso, c. X.

„Questi che m' è a destra più vicino,
Frate e maestro fummi; ed esso Alberto
E' di Cologna, ed io Thomas d'Aquino.“

In den Klosterzellen keimte manches Fruchtkorn der Wissenschaft und ging in tiefgreifende Wurzel und breite Aeste; in ihnen ist manches Problem zu suchen, auf dem der Tempel der Wissenschaft aufgeführt wurde. In einem weltvergessenen Kloster in England und in der ärmlichsten Zelle dieses Klosters lebte und forschte Roger Bacon, 1214—1294. Er hatte zu Oxford und zu Paris studirt; schon als Schüler schüttelte er oft bedenklich das Haupt und konnte es nicht herausbringen, worin es eigentlich liege, dass die Studien und wissenschaftlichen Forschungen seiner Zeit noch auf einer so niederen Stufe verblieben. Er ging auf die ersten Ursachen zurück; wie weit auch der Weg war, er ward nicht müde und rastete nicht; er fand sie endlich, formulierte sie klar und bestimmt, wies die Nothwendigkeit einer Reform nach, machte diese von gewissen Bedingungen abhängig und stellte sich endlich selber als Reformator auf, der von diesen Urbedingungen ausgehe. Er pochte vor Allem bei der Erfahrung an, aber nicht bei jenem alten Weibe des Aberglaubens, das Hexentränklein für die Orthodoxie bereitete; er wendete sich an die klar sehende und haarscharf berechnende Erfahrung, die sich nicht mit der Beobachtung der Phenomene begnügt, die ihren Zeugungsprocess verfolgt, welcher sie

eigenmächtig hervorruft oder wenigstens reproducirt. Dieser schlichte Mönch hatte in seiner weltvergessenen Zelle eine Vision, die kommende Jahrhunderte überflügelte. „Man kann“, sagte er, „aus Erz einen weit furchtbareren Donner als den der Natur entladen lassen; eine kleine Quantität des zubereiteten Stoffes bringt eine ungeheure Explosion hervor, die von einem lebendig raschen Blitze begleitet ist. Man kann dies Phänomen verstärken und es anwenden, um eine Stadt, um eine ganze Armee zu zerstören und zu vernichten. Die Kunst kann Instrumente construiren, damit die grössten Schiffe, von einem einzigen Manne gesteuert, dahinschiessen über Flüsse und Meere, als ob sie bemannt wären mit einer Unzahl der kräftigsten Ruderer. Man kann so auch Wagen construiren, die ohne Hilfe eines Thieres dahinfliegen mit einer fast unberechenbaren Schnelligkeit.“ Roger Bacon riss sich los von diesen so anziehenden Forschungen und schlug sich auf ein anderes Feld des psychologischen Gebietes. Er bewies, dass es neben der äusseren Erfahrung und ausser dem raffinirten Verstande noch eine innere Erfahrung gebe, welche sich in Rapport

setzt zwischen Seele und Gott. Er unterwarf seine Forschung wohl der alten Weltweisheit, diese selber aber wieder einer strengen Kritik. Die Philosophie fand in ihm einen unermüdlichen Forscher durch sein ganzes langes Leben, und die Wissenschaft konnte von ihm die reichsten Resultate erwarten. Man hing ihm auch lange in Ehrfurcht und Bewunderung an, und seine Zeitgenossen nannten ihn nie anders als den Doctor mirabilis. Von der Liebe und Bewunderung ist aber nur ein schmaler Rasenrain zum Hasse und zu der Verachtung; die Welt verträgt ungern die geistige Grösse, und es braucht nicht viel, dass sie auf hundert Schleichwegen des Verdachtes ihrer Vormundschaft entflieht. So kam es, dass der Greis Roger Bacon das bittere Kerkerbrot essen musste, und Viele sagten, er habe sich blind geweint über den Undank der Menschen. Mit körperlicher Blindheit behaftet konnte er nicht die letzten Resultate seiner Experimental-Philosophie finden; und man wütete noch blöde und grausam in dem Vermächtniss seines Geistes, indem der Orden, dem er angehört hatte, die meisten Manuscripte durch ein Autodafé vernichtete.

Fast zu derselben Zeit und nur unter einem milderen Clima kamen an dem Fusse der Gebirge von Calabrien und Toscana zwei Männer zur

Welt, die als tüchtige Regeneratoren der Wissenschaft zu gelten haben. Sie waren fast gleichen Alters, zogen an demselben Tage in Paris ein, erhielten zu gleicher Zeit die academischen Würden; sie schlossen einen starken Freundschaftsbund für das Leben, und sie starben in demselben Jahre. Diese beiden Männer sind S. Thomas d'Aquino und S. Bonaventura.

S. Bonaventura, 1221 — 1274, war nicht, was man einen fleissigen Mann in der Wissenschaft nennt, der sich keine Zeit der Erholung von den Forschungen gönnt, er war aber ein instinctiv spurkräftiger Geist, der spielend manche wichtige Probleme löste. Als Solcher neigte er sich zur contemplativen Doctrine hin und wollte mit ihr die ganze Thätigkeit der menschlichen Fähigkeiten in Einklang bringen. Seine Philosophie bestand darin: „Von Gott geht alles Licht aus. Dieses Licht ist aber vielfältig in der Art und Weise seiner Mittheilung. Das äussere Licht oder die Tradition beleuchtet die mechanischen Künste; das untere Licht, welches in den Sinnen thätig ist, lässt in uns die Experimental-Begriffe zu Tage kommen; das innere Licht, das man die Vernunft nennt, lässt uns die unbegreiflichen Wahrheiten erkennen; das obere Licht kommt von der Gnade und von der heiligen Schrift und enthüllt die heilig machenden Wahrheiten. Diese

verschiedenen Arten der Erkenntniss sind unter sich coordinirt und bilden eine aufsteigende Progression. Die Seele, wenn sie sich zur Erforschung der äusseren Gegenstände herabgelassen hat, muss sich zugleich in sich selbst zurückziehen, um den Reflex der ewigen Wesenheit zu entdecken; dann muss sie wieder hinaufsteigen in die Region der ewigen Wesenheiten, um dort anzuschauen ihr erstes Princip: Gott. Von diesem Princip ausgehend wird sie sehen, dass davon ausströmen die Einflüsse, die zum Vorschein kommen auf allen Stufen der Schöpfung; auf dieselbe Weise, wie sie aufgestiegen, wieder absteigend, wird sie die göttlichen Spuren in Allem entdecken, was begriffen, gefühlt und angelehrt wird. So sind alle Wissenschaften durchtränkt mit Mysterien: und wenn man den leitenden Faden des Mysteriums festhält, wird man bis in die tiefsten Tiefen vordringen.“ Es war ein Unglück für seine Schüler, die für ihn den Namen: Doctor Seraphicus erfunden hatten, dass er so schnell aus der Welt ging, ohne ihnen die Wege an die Pforten des Himmels zu zeigen, die ihm so eben schienen, die ihnen aber etwas erschwert wurden, weil sie eben noch viel irdischen Staub an den Schuhen trugen, und weil sie auch nicht jedem sinnlich schönen Gelüste strenge auswichen wie

er. Er starb während des zweiten Concils zu Lyon; alle Abgesandten der Kirche gingen hinter seiner Bahre und trugen ein schweres Herzeleid um diesen gottergebenen Weltweisen zur Schau, der so recht für ihre Interessen thätig gewesen war. Im zwölften Gesange des Paradieses der „göttlichen Commedia“ erzählt Bonaventura dem Dante das Leben des S. Dominicus und belehrt ihn über die Seelen, welche sich in diesem Himmel aufhalten.

Thomas d'Aquino, 1224—1274, hatte, als er zu seinem Meister Albert dem Grossen in die Schule ging, diesen den menschlichen Geist als ein „allmächtiges Ganzes“ definiren gehört: und in ihm war gewissermassen diese Definition verkörpert. Er war, um in dem Volksdialeet zu reden, ein Ausbund von angebornen Fähigkeiten, die er durch einen mächtigen Verstand auf ein einziges Ziel hinlenkte und beherrschte wie ein Feldherr, dass sie wie ein Fähnlein Reiter in geordneten Reihen einher-trotteten. Seine Mitschüler in Paris, die es nicht leiden mochten, dass er ihnen über den Kopf wuchs, hatten für ihn einen etwas studentischen Namen erfunden, der dem Witze der Landsmannschaft einer modernen Universität Unehre machen könnte: sie nannten ihn den „grossen Ochsen von Sicilien“; seine Lehrer witterten

aber in ihm schon damals die künftige Grösse. Die Hauptrichtung seiner Philosophie war die Metaphysik; und er hatte sich dabei nichts Anderes in den Kopf gesetzt, als eine Versöhnung zwischen den realen Dingen und den Ideen, die bisher auf einem gespannten Fusse lebten, zu Stande zu bringen. S. Thomas setzt in Gott die Existenz der architypen und urewigen Ideen der Schöpfung; der Mensch aber hat nach ihm keine directe Vision dieser architypen Ideen. Seine Erkenntnisse formen sich Bilder, die er durch die Sinne empfängt, und abstracte Vorstellungen, die sich davon losreissen, um zur Erleuchtung der Vernunft zu gelangen. Diese vermittelnde und ausgleichende Logik, die den Sinnen immerhin ein gutes Theil der Versöhnung einräumte, musste S. Thomas nachgerade nur unaufhaltsam der pysicalischen Forschung nahe bringen. Er verwarf die Annahme derjenigen, welche die Körper von dem ursprünglichen Plane der Schöpfung ausschlossen; er wies ihnen vielmehr frischweg einen Platz in der Hierarchie der Wesen an, enthüllte in ihnen das Mitwirken an der allgemeinen Ordnung, ein unablässiges Ringen zur Vollkommenheit, eine Spur der Gottheit. Ungeachtet dieser speculativen Beschäftigungen und, so zu sagen, durch diese wurde er auf das Feld der practischen Studien geführt: er

heckte eine Gesetzgebung aus, die in das Ge-
webe ihrer Lehren einspann das Individuum, die
Familie und den Staat; er pries fort und fort
die Vortrefflichkeit der contemplativen Erörterung;
er fand die Fährte, auf der eine einfache Tugend
zur unmittelbaren Anschauung der ewigen Wahr-
heit führen kann. Ihm war aber noch dieser
weite Kreis seiner Thätigkeit zu enge, und dess-
halb ging er auf die Beweisführung der Vorfahren
in der Philosophie zurück: er durchblätterte wie-
der und wieder die Schriften des Aristoteles
und commentirte den Plato. Endlich nahm er
den Anlauf zu einem gewaltigen Werke, das
seinem Namen Ehre machen sollte, nemlich zu
einer grossen Encyclopedie der Moralwissen-
schaften, darin Alles verzeichnet sein sollte, was
man wissen könne von Gott und von den Men-
schen und von ihrem wechselseitigen Rapport.
Dieses Werk, das den Titel: *Summa totius
Theologiae* führte und den Inbegriff der gan-
zen katholischen Philosophie gebildet hätte, blieb
unvollendet, da der Tod seine Hand lähmte, als
er eben in der besten Arbeit war. Viele und
darunter auch Dante glaubten, dass Carl von
Valois die verbrecherische Hand dabei im
Spiele gehabt habe, und wir dürfen nach so
glaubwürdigen Zeugenaussagen darüber keinen
weiteren Zweifel haben.

Albert der Grossé, Roger Bacon, Bonaventura und Thomas d'Aquino repräsentirten also die Hauptrichtungen aller intellektuellen Kräfte: sie waren die vier Doctores *quand même* der Philosophie des Mittelalters. Ihre Mission war die feierliche Einsetzung der Wissenschaft, deren Grosswürdenträger sie waren: und sie hatten diese Mission ernst und redlich erfüllt. Ob sie frei von den Irrthümern und Fehlern ihrer Zeit waren? Oh, sie trugen sie an manchen Stellen als Muttermale, die sie nicht entstellten, und sie trugen sie auch wieder als garstige Schäden und Gebrechen. Ihre Gedanken, ob sie gleich manchmal das starke Heldenmaass hatten, waren doch wieder mit so viel müßigem Plunder und Beiwerk von Formeln überschüttet, dass sie nicht zum Durchbruch kommen konnten, um mit ihren kräftigen Armen die Welt zu erobern. In ihrer Person dokumentirte sich so zu sagen die Tugend der alten griechischen Weltweisen: die strenge Enthaltsamkeit der pythagoreischen Schule, die mächtige Beharrlichkeit und Unverrückbarkeit in Freude und Leid: der Stoicismus. Albert der Grossé und Thomas d'Aquino stiegen von ihren Burgen nieder, entsagten der ritterlichen Herrlichkeit ihrer Vorfahren und legten den letzten Stolz ihres Wesens ab in der armseligen Zelle

eines Dominicanerklosters; Roger Bacon und Bonaventura umgürteten ihre Lenden mit dem Stricke des Franciscanerordens und bannten weit von sich den prahlenden Ehrgeiz. Als die Boten des Papstes den Bonaventura in seinem Kloster aufsuchten, um ihn mit dem Cardinalsgewande zu bekleiden, bat er sie zu warten, bis er das Tafelgeschirr des Refectoriums abgewaschen hätte. Sie waren sämmtlich als milde Wohlthäter bekannt und das Volk kannte und segnete ihre Namen.

Die Scholastiker hatten aber viele Gegner und Feinde. Was Wunder, dass in einer so streitlustigen Zeit Jene, denen es nicht gestattet war, Lanzen zu brechen und Schwerter zu kreuzen, ein wildes und verwegenes Turney anderer Art aufführten. Ihr Schlachtross war die Phantasie, ihr scharfes Schwert war der Gedanke, ihre Streitaxt das Wort, ihr Schild der Aristoteles oder ein anderer Heide. Hei, wie stoben die Funken von dem Zusammenschlage der Gedanken, die derben Worte schlungen tiefe Wunden und Beulen, und es bedurfte einer gesunden Brust, um trotz Aristoteles und Consorten den Anprall der Lanzen zu verwinden und nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Die Controverse war die Leidenschaft dieser „Ritter vom Geiste“. Man sah welche und

verfallene Greise an den Strassenecken stehen, und hörte sie über eine Sylbe, ja oft über einen einzigen Buchstaben einer Rede oder einer Schrift heftige Discussionen halten, bei denen ihre Augen flammten, als wären sie noch mitten in der heissen Jugend und hätten eben die Untreue eines Weibes erfahren, das sie liebten. Sie spannen ihre Beweise so dünn aus wie die geschickteste Spinnerin das Werg an dem Rocken, sie richteten ihre Syllogismen hinterlistig auf wie ein Fuchsjäger die Fangeisen; sie brachten hundert Combinationen aus etlichen Worten heraus und ahmten hierin der Natur nach, die im Frühling ein Gleiches mit den Blumen auf den Wiesen thut; jetzt verfochten und dann bekämpften sie wieder, je nachdem sie einen Gegner hatten, die Wahrheit, Falschheit oder Ungewissheit eines Beweissatzes.

Unter diesen thaten sich einige entschiedene Talente hervor. **Raymund Lulle, 1244—1315,** **Duns Scott, 1275—1308,** und **Occam, † 1345,** standen im Aufgange des Verfalles der Scholastik. Raymund kokettirte mit den gefährlichen Neigungen der Dialectiker von ehedem, indem er aus ihnen durch eine combinatorische Künstelei ein mechanisches Spiel herausbrachte, daraus sich schnell und ohne viele Anstrengung alle Folgerungen der gegebenen Principien ab-

leiten liessen. Ausserdem hatte sich dieser Gelehrte, geboren unter dem heissen Himmel von Majorca, in der unmittelbaren Nähe der maurischen Herrschaft, und ausserdem durch seine Reisen an den Küsten Africas und der Levante, flammend begeistert für den arabischen und alexandrinischen Mysticismus; und da er als interessanter Avanturier, der viel Wunder und Märchen zu erzählen wusste, bald einen starken Anhang hatte, fiel es ihm nicht schwer, seine geheimnissvollen Doctrinen an Mann und Weib zu bringen.

Der Engländer Duns Scott, ein gleicher wenn auch etwas besonnenerer Freigeist, stellte in Frage und geradezu in Abrede die Doctrinen der Scholastiker und verneinte die Möglichkeit, Gewissheit in den Erkenntnissen durch Vermittelung der Sinne zu erlangen. Ihm erschienen im Gegentheile die Gattungen und Arten als urälteste und erste Wesenheiten, er bevölkerte die Wissenschaft mit willkürlichen Geschöpfen der Vernunft, und indem er auf's Neue die Annahme und Meinung der alten Realisten in den Vordergrund drängte, formulirte er den kühnsten und vermessenen Idealismus. Wir werden bei einer anderen Gelegenheit noch ein Weiteres über ihn zu sprechen kommen.

Occam, der zeitlebens in politischen, religiösen

und literarischen Streitigkeiten, zu Oxford in seiner Jugend, später in Paris unter Philipp dem Schönen und endlich in Deutschland in der Nähe Ludwigs des Baiern, lebte, war so recht ein im labyrinthischen Irrgarten der Controverse herumtaumelnder Ritter aus dem Sattel und Stegreife, und er hob jedesmal den Fehdehandschuh auf, wenn man irgend einem Nominalisten zu nahe trat. Diese konnten ruhig schlafen; sie hatten einen stets streitfertigen Vertheidiger, der ihnen kein Haar auf dem Haupte krümmen liess. Von dem Axiom ausgehend, dass man nicht ohne dringliche Nothwendigkeit die Wesen vermehren müsse, stiess er erstens das Wesen der Vernunft wie ein müssiges Phantom zurück, zweitens wollte er nicht anerkennen den objectiven Werth der Idee der Substanz, drittens war er unschlüssig, ob er überhaupt einen Unterschied gelten lassen solle zwischen Geist und Materie, und, um Alles in Einem zu sagen, er gerieth an die äusserste Grenzlinie des Sensualismus. Seine Unschlüssigkeit und sein Trotz in der Philosophie war gleichsam das Wetterleuchten des Scepticismus, der sich nun bald unter rollenden Donnern und flammenden Blitzen entlud.

Das vierzehnte Jahrhundert war der Tummelplatz dieses Scepticismus. Die Logik, diese

waghalsige Künstlerin, welche die gefährlichsten Kopfsprünge machte und dabei noch Räder und Purzelbäume schlug, dass man nicht begreifen konnte, wie man sie nicht als Krüppel vom Platze forttrug; die Logik, von welcher der europeische Geist sein beherztes und lebhaftes Temperament überkommen hatte, warf mit beiden Händen wie ein indischer Jongleur die scharfen Messer der Sophismen und fing sie wieder auf. Das war ein gefährliches, aber auch ein Spiel für Kinder. Die Metaphysik entartete in eine unfruchtbare Ontologie, welche capriciösen Geschöpfen des menschlichen Verstandes jenen Platz einräumte, den früher die lebendigen Geschöpfe Gottes eingenommen hatten. Man stellte die Erfahrung so recht in den Winkel wie eine ausgediente Amme und hielt es nicht der Mühe werth, eine Frage an sie zu richten; sie war zu schwerhörig und brauchte zu lange, um eine Antwort herauszubringen; und wenn sie eine abgab, so war sie zu wenig geschmeidig und biegsam und konnte den streitigen Meinungen nicht leicht angepasst werden; man befragte andere Orakel, die leicht in den Lehren des Alterthums verfälscht werden konnten, und gab sie für unfehlbar aus. Bald wurde fast einstimmig von allen Doctoren der Christenheit die Apotheose des Aristoteles mit festlichem Gepränge be-

gangen. Die heidnische Gottheit, die man nun auf den Altar stellte, begnügte sich nicht mit den Weihrauchwolken der Bewunderung, die überdies einen zu kirchlichen Duft hatten; sie wollte ausserdem reiche Opfer, sie verlangte, dass man ihr zu Ehren Hecatomben schlachte und darunter womöglich auch „den grossen Ochsen von Sicilien“, sie wollte, dass man ihr die ganze fröhliche Doctrine darbot. Der Scepticismus zog so als Triumphator durch die Strassen und schlepppte die an seinen Siegeswagen gebundene scholastische Philosophie hinternach, dass es erbarmenswerth und schauerlich anzusehen war.

Das war eine Zeit der Trauer für die gottgebene Philosophie; es fröstelte die stillen Denker in ihren Zellen bis in das Mark der Knochen hinein, wenn sie das johlende Siegesgeschrei ihrer Ueberwinder von der Strasse hörten; sie verhingen ängstlich die Heiligenbilder ihrer contemplativen Andacht, und sie schlugen ein frommes Kreuz über den wilden Frevel, der ihre Reliquienkästen zertrümmerte und in den Strassenkoth trat. In dieser Zeit der Bekümmeriss musste das Mittelalter einen Tröster finden, wenn es nicht verzagen sollte: und dieser Tröster erschien in der Person eines Poeten. Nur der Poesie war es möglich, dem Ruin Ein-

halt zu thun und die zerstreuten Trümmer zu sammeln. Während die Prosa, und vor Allem die Prosa einer alten Sprache, die den Stürmen und Ungewittern der Jahre ausgesetzt ist, bald verdirbt und in der Folge nichts weiter erkennen lässt, als eine entstellte Idee, die darin vergraben liegt: gleicht die Poesie dem einbalsamirten heiligen Leichnam, der noch nach Jahrhunderten die ursprünglichen Lebenslineamente zeigt. Die griechische Philosophie fand ihren Homer in der Person des Plato; die scholastische Philosophie des Mittelalters fand keinen Prosaisten, sie fand aber den Dante, der ihre Schätze in dem kunstreichen Schrein der „göttlichen Commedia“ aufbewahrte.

PRACTISCHE WISSENSCHAFTEN.

„Alchymie, Zauberkunst und mystische Phantasien, durch scholastische Dialectik jeder dichterischen Anmuth entblösst, verunreinigen im Mittelalter die wahren Resultate der Erforschung.“

Alexander von Humboldt, Kosmos, II.

Doch der Mensch lebt nicht allein vom Brode: und die Wissenschaft der damaligen Zeit hatte ausser der Philosophie noch andere Factoren, die eine nähere Behandlung verdienen. Betrachten wir das Gebiet der Wissenschaften, auf dem die Mathematik die befruchtende Kraft bildet, oder das wenigstens nicht ohne ihre Werkzeuge gepflügt und bearbeitet werden kann, so finden wir, dass manche Wissenschaft nicht so eigentlich um ihrer selbst willen betrieben wurde, sondern dass man mit ihr Nebengeschäfte machte, die ihre Würde auf das Tiefste verletzten.

So war es mit der Astronomie. Man studierte die Theorie und die Bewegung des Mondes, den Planetenlauf und Anderes nur desshalb, um für die Kirche Handlangerdienste verrichten zu können und so z. B. die Ostertage festzustellen. Selten ist die Rede von einigen Verfinsterungen, und man beobachtet die Gestirne nur

deshalb, um das Horoscop zu richten. Die Astronomie wurde so recht in den Winkel gestellt, aber ihre Bastardschwester: die Astrologie stand in Ruhm und Ansehen unter den Leuten, und es wurde mit ihr fast ein religiöser Cultus getrieben. Die Chinesen, Hindous, Egyptier, Chaldäer, Griechen und Römer waren in den urältesten Zeiten Priester dieses Cultus gewesen; die Araber, die ihn wahrscheinlich von den Griechen überkommen hatten, die Chaldäer und Egyptiermittelten ihn den Christen zu, und bald hatte er in diesen abergläubische Neophyten gefunden. Was auch die Kirche gegen diesen Rivalen eiferte und wie sie ihn auch als Ueberrest des Heidenthums bekämpfte: die Astrologie blieb siegreich und wurde nachgerade ein Element der Religion und der Poesie. Sie spielte eine grosse Rolle; Volk und Fürsten glaubten an ihre Weissagungen; diese unternahmen kein Werk von Belang, ohne vorher bei ihr angefragt zu haben. Die Astrologen waren eben das, was die Harruspices bei den Römern waren. Dieser blinde Glaube an die Astrologie war durch ganz Europa verbreitet, und es theilte ihn selbst Friedrich II.*), der doch als sehr auf-

*.) Muratori, scriptores rerum italicarum. T. VIII. 83.
T. IX. 660.

geklärt und fast für einen Zweifler galt. Die Evolutionen seiner Heere wurden nach dem Laufe der Gestirne ausgeführt, und er berief bei den wichtigsten Anlässen*) seinen Astrologen Theodorus. Der grausame Ezzelino da Romano**) hatte an seinem Hofe eine Schaar von Astrologen, darunter einen Saracenen und einen Stiftsherrn aus Padua. Auch die Republiken hatten ihre Astrologen***), und selbst der päpstliche Stuhl war ihnen nicht abhold†). An den Universitäten von Bologna und Padua wurde die astrologische Lehrkanzel als nothwendig erachtet††). Unter den Astrologen des dreizehnten Jahrhunderts ist besonders Gui Bonatti zu nennen, und vor Allem desshalb, weil er zugleich ein tüchtiger Astronom war. Einige meinen, er sei in Florenz gebürtig, von dort vertrieben gewesen und habe seinen bleibenden Aufenthalt in Forli genommen.

*) Muratori, script. T. VIII. 228.

**) Muratori, scr. T. XIV. 930. T. XV. 329. Verci, storia degli Ezzelini. T. II. 382.

***) Villani, Filippo, vite d'uomini illustri fiorentini. 143.

†) Villani, Giov., storia. 175. Bonatus, Guido, decem tractatus astronomiae. tr. I. c. 13.

††) Facciolati, de gymnasio patavino syntagma. 57. Tiraboschi, storia della lett. ital. T. IV. 176.

Er galt als einer der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts; er war Astrolog Ezzelinos, des Guido-de Montedtro, der florentinischen Republik und vielleicht auch Friedrichs II. Dante citirt ihn *), und Benvenuto da Imola lässt ihn in seinem Commentar der „göttlichen Commedia“ seine Studien im Oriente machen **). Man hielt ihn seiner Zeit für einen Zauberer und Hexenmeister und schrieb ihm tausend Weissagungen zu. So sagte man, er habe eine Statue construirt, die prophezeien konnte ***); trotzdem übertraf ihn aber ein Tölpel oder vielmehr dessen Esel an Klugheit, als es sich nemlich darum handelte, die Witterung des nächsten Tages vorauszusagen, was dem Tölpel nach gewissen Symptomen seines Grauen gelang, während sich Bonatti lächerlich mache †). Er hinterliess einen Tractat über Astrologie, in dem er mehre Astrologen seiner Zeit citirt. Die magischen Quadrate und die wunderbaren Eigenschaften der Zahlen scheinen in Italien später als anderswo Glauben gefunden zu haben; doch Astronomie, Physik und Chemie wurden vorzugsweise von

*) Div. Comm. Inf. c. XX. v. 118.

**) Muratori, antiquit. ital. T. I. 1083.

***) Villani, F. vite etc. 43.

†) Landino, apologia di Fiorenza, in der Vorrede zu Dante.

Astrologen, Zauberern und Alchymisten in Beschlag genommen. Es gab eine lange Zeit keine Physik in Europa oder nur eine solche, die nach Geheimnissen schnüffelte, mit denen sie die Menge verblüffen und schrecken wollte. Einige Zeit nach dem Autodafé 1210 hatte man es der Verwendung des Thomas d'Aquino zu danken, dass die Physik des Aristoteles wieder zu Ansehen kam. Das Studium der Philosophie, das von da an einen gewaltigen Aufschwung nahm, brachte eine gewisse Einheit in die Wissenschaft und, so zu sagen, eine Dictatur in die Anarchie.

Einige Gelehrte, welche alle Entdeckungen den Alten zuschreiben und unter diesen die Juden, Griechen und Römer verstanden wissen wollen, sprechen von einer uralten Erfindung des Compasses. Doch die weiten Reisen der Phönicer und die Fahrten der Carthager um Africa bringen kein Zeugniß für das Alter dieses Instrumentes. Die „versoria“ des Plautus war nicht der Compass*). Eine Stelle Alberti des Grossen, wo Aristoteles bei Gelegenheit der Magnetnadel citirt wird**),

*) Commentarii inst. Bon. T. II. 353.

**) Alberti Magni opera. T. II. de mineralibus, 243. 210.

wäre vielleicht wichtig, wenn er das Original gekannt und nicht nach der arabischen Uebersetzung obenhin geurtheilt hätte. Vielleicht hatte aber Aristoteles den Compass gekannt, was wir nicht frischweg bestreiten können, da sein Buch von den Mineralien, von dem Diogenes Laërtius spricht, verloren gegangen ist. Zwar existirt ein Auszug davon im Arabischen, in dem viel von dem Magnet, aber nicht von seiner Polarität die Rede ist*). Der Occident kannte erst später den Compass, und man kann seine Einführung in Europa nur annähernd bestimmen. Mehre Schriftsteller sagen, dass christliche Schiffahrer sich der Magnetenadel gegen Ende des zwölften Jahrhunderts bedienten, und Guyot de Provins spricht um diese Zeit davon wie von einer bekannten Sache**). Man bediente sich ihrer auf eine andere Weise als heutzutage: sie war nicht aufgehängt, sondern sie wurde auf einen leichten Körper, wie z. B. auf Stroh gelegt. Jacques de Vitry, der nach Guyot lebte, bewies, dass diese Entdeckung aus dem Oriente gekommen sei. Er spricht von einem Steine in Indien, der „Adamas“ heisse und der

*) MSS. arabes de la bibliothèque du roi, Paris.
No. 402.

**) Barbazan, fabliaux et contes français. T. II. 327.

dem Eisen die Kraft mittheile, sich gegen Norden zu wenden, und dass dieser Stein das Eisen viel stärker anziehe, als der Magnet*).

Das Schiesspulver scheint gleichfalls eine orientalische Erfindung, die wahrscheinlich von den Mongolen in Europa eingeführt wurde. Sie wurde in Italien spät in Anwendung gebracht, weil das Volk dort seine Freiheit schon hatte und sie nicht auf eine so tödtliche Weise zu erringen brauchte.

Eine andere bescheidene Erfindung, die nur in ascetischen und medicinischen Werken erwähnt wird, die aber die weitere Verfertigung der astronomischen Gläser und Instrumente veranlasste, ist die der Brillen. Ein Epithaphium bewahrt uns den Namen des Frfinders derselben; es steht in der Kirche S. M. Maggiore in Florenz und lautet: Qui giace Salvino d'Armato degli Armati di Fir. Inventore degli Occhiali. Dio li perdoni la peccata. An. D. MCCCCXVII.**)

Die Medicin war wie die Algebra für sich behandelt, und die Araber waren die Urheber der einen und der anderen Wissenschaft. Sie erlangte die weit verbreitetste Berühmtheit, und

*) Gesta Dei per francos. T. I. 406.

**) Del Migliore, Firenze illustrata. 431.

ihrem Einflusse ist es zu danken, das die Natur- und jene übrigen auf sie einschlagenden Wissenschaften wieder geweckt würden. Einer der Ersten in dieser Wissenschaft war Guglielmo de Saliceto aus Piacenza, der gegen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, wie aus einem chirurgischen Tractate hervorgeht, den er 1258 verfasste*). Darin gibt er sich Mühe, die Ursache einer gewissen Krankheit aufzufinden, die man gewöhnlich aus Amerika kommen lässt. Zugleich muss Roger von Parma genannt werden, welcher Kanzler der Universität zu Montpellier war. Es existirt von ihm ein Manuscript: *De secretis naturae*, das in der Bibliothek Riccardi zu Florenz aufbewahrt wird. Lanfranc von Mailand, den die Verfolgung der Visconti zwang, nach Frankreich zu flüchten, verfasste dort seine „grande Chirurgie“. Man kann sich keinen hinlänglichen Begriff von der ausgezeichneten Rolle machen, welche die Aerzte im Mittelalter spielten, und welche Eitelkeit sie selber für ihre Wissenschaft hatten, mit der sie auch den politischen Einfluss ihrer arabischen Vorgänger überkommen zu haben glaubten. Länder stritten sich um die renommirtesten Aerzte;

*) Poggiali, *memorie per la storia letteraria di Piacenza*. T. I. 1 et 8.

in den Republiken bildeten sie einen bevorzugten Stand, hatten grosse Privilegien und unterschieden sich von den übrigen Bürgern durch ein reicheres Costum*). Die Folge davon war, dass sie nicht nur zu Ansehen und Ehrentiteln, sondern auch zu ungeheuren Reichthümern kamen. Filippo Villani erzählt, dass Taddeo von Florenz, der den Papst Honorius IV. behandelte, hundert Goldgulden täglich und nach dessen Genesung ausserdem ein Geschenk von zehntausend Goldgulden erhielt. Die Medicin war früher in den Händen von Mönchen, doch wurde ihnen die Ausübung durch päpstliche Edicte verweigert, da sie mit dieser gefährlichen Waffe leicht Viele vom Leben zum Tode bringen könnten.**) Im dreizehnten Jahrhundert schickte Alexander III. seinen Arzt als Gesandten nach Tibet, und man weiss von mehren Aerzten, welche die Bischofswürde erlangten ***)). Trotzdem führten sie nicht ein ganz ruhiges Leben. Pietro d'Abano, Verfasser mehrer Werke über Naturgeschichte, Astronomie und Philosophie, ohne von seinen Uebersetzungen aus dem Arabischen zu sprechen, und der zugleich das

*) Varchi, storia florentina. 265.

**) Decretal. Gregorii IX. L. III. tit. L.

***) Marini, degli archiatri pontificj. T. I. 7. 72.

Studium der Alten im Original anregte, war zweimal von der Inquisition verfolgt*), und man hätte noch nach seinem Tode ein Autodafé mit seinen Gebeinen gemacht, wenn nicht Padua und Vicenza den Papst zur Zurücknahme eines solchen Urtheils bewogen hätten.

In einer Zeit, da die Physik nur dem Namen nach existirte, da man nur kümmerliche Beobachtungen und fast gar keine Experimente machte, da man von der Unfehlbarkeit des Aristotèles in den Naturwissenschaften blind überzeugt war, waren es die Alchymisten allein, die alles Mögliche versuchten und die Natur, so zu sagen, auf das Blut quälten, um Metalle zu verwandeln und ein Lebenselixir zu erfinden. Sie fanden nun freilich nicht, was sie suchten; sie entdeckten aber auf diesem praktischen Wege viele seltene Thatsachen und manches wichtige Resultat. Es wollten nun die ausgezeichnetesten Männer in diese sogenannte Wissenschaft eingeweiht sein, und Raymund Lulle, Albert der Grosse, Roger Bacon und viele Andere gaben sich ihr mit dem lebhätesten Eifer hin. In Italien gab es weniger Alchymisten als überall: und man wollte daraus deduciren, dass sich nur desshalb dort die Naturwissen-

*) Marini, 28.

schaften so mächtig Bahn brechen konnten. Dass man aber weniger vom Aberglauben frei gewesen wäre, dagegen spricht hinwieder die Vorliebe für Astrologie. Man findet sehr wenige Manuscripte über Alchymie aus dieser Zeit, und diese, welche gewöhnlich mit Abbildungen versehen sind, lassen uns die Form der Windöfen, Destillirkolben und anderer Instrumente erkennen, die von den Adepten gebraucht wurden. Ihre Operationen waren einer Menge von läppischen und abergläubischen Handgriffen und Vortheilen unterworfen, die mit mehr Vorliebe behandelt wurden als die eigentliche Hauptsache, die man in ein geheimnissvolles Dunkel hüllte. Man citirte übernatürliche Kräfte; Cadaver, Menschen- und Thierknochen, und vor Allem das Blut spielten eine grosse Rolle in der Chemie und besonders in der Alchymie. Die Chemie und die Physik wurden nur in ihrer Anwendung auf Alchymie, Magie und Necromantie studirt. Man liest oft, dass diese Adepten geschickte Leute waren, die manches tiefgründende Geheimniss der Natur kannten, was seither verloren ging: das kann aber nicht der Fall sein, weil das, was darüber in Handschriften vorliegt, nur von dem grössten Aberglauben zeugt *). Es

*) MSS. de la biblioth. du roi fond. Notre-Dame. No. 176.

ist schwer, an die Quelle dieser Irrthümer der Wissenschaft zu gehen; doch wäre es vielleicht interessant, die Etymologie dieser bizarren Wörter, die man in den Zauberbüchern findet, nachzuweisen, die entweder rabbinischen oder orientalischen Ursprungs, grossentheils aber auch willkürlich gebildet sind. Am häufigsten kommt darin die wundersame Sylbe der Hindus: *OM* vor. Welcher Art waren nun die physicalischen Kenntnisse, welche diese Zauberer besassen? Man construirte im zehnten und eilften Jahrhundert mit Hilfe des Magnets kleine Schwäne, deren Bewegung man so dirigirte*); man brachte mit künstlicher Wärme Pflanzen im Winter zur Blüthe, davon man wie von einem Wunder noch im vierzehnten Jahrhundert sprach; man machte optische Phenomene vermittelst Spiegelgläser; man kannte etwas Aehnliches wie die Phantasmagorie und eine Art Phosphor, so wie auch explodirende Mischungen und leuchtende Pulver; und man hatte zu jeder Zeit den Salpeter im Kriege angewendet. Wenn man ohne Weiteres an die Aussagen griechischer Autoren glauben wollte, so müsste man sogar annehmen, dass in dem griechischen Feuer Metalle, welche

*⁾ Commentarii academiae Bononiensis. T. II. 357.

die grösste Verwandtschaft mit dem Oxigen haben, eine bedeutende Rolle spielten*).

Ein Zweig der Chemie, der aber nicht in den Händen der Alchymisten war, ist die Bereitung der Farben für Maler und Manufacturisten. Die Künstler selber verwendeten darauf eine ausserordentliche Sorgfalt und hatten dabei eigene Geheimnisse. Diese so dauerhaften Farben waren einfach bereitet, und doch ist das Geheimniß ihrer Composition, so wie auch der Vorgang, Gold in Relief in Manuscripten aufzulegen, verloren gegangen. Was die cosmetische Chemie betrifft, so hatten sie, die im Oriente sehr üblich war, schon die Römer gekannt, und die Frauen des Mittelalters putzten damit täglich ihre Schönheit auf**). Von dem dreizehnten Jahrhundert an nahm auch die Glassfabrication in Italien einen mächtigen Aufschwung, und die Fabriken von Murano waren für Venedig eine ergiebige Quelle des Reichthums. Die bronzenen Thore des Domes von Pisa ***), die Bonanno 1180 aufgeführt hatte, zeigen, dass auch die Metallurgie grosse Erfolge machte;

*) Marini, storia del commercio de' Venetiani.

**) Barberino, del reggimento delle donne. 135. Pandolfini, del governo della famiglia. 62. Cennini, trattato della pittura. 145.

***) Morrona, Pisa illustrata. T. I. 170.

die Goldgulden, die man 1252 zu Florenz schlug, und die Falschmünzer*), von denen häufig die Rede ist, sind dafür ein weiteres Zeugniß.

In einer Epoche, da die Orientalen in der Civilisation viel weiter vorgerückt waren als die Christen, muss man auch im Oriente die erste Bildung suchen, und Europa verdankt viel den Reisenden, die nicht allein die Geographie erweiterten, sondern von dorther auch viele andere nützliche Kenntnisse brachten. Viele Mönche waren schon in den frühesten Zeiten zu den Mongolen gegangen; man lese nur die Berichte von Rubruquis, Fra Ascelino und Plan-Carpin: doch waren die Resultate ihrer Reisen von keinem nachhaltigen Werthe. Ein Mehres richteten Kaufleute aus, und unter ihnen that sich wieder Marco Polo hervor. Er kam nach Sumatra und nach Ormuz, und als er 1295 nach Venedig zurückkehrte, hatte er fast seine Muttersprache vergessen, während er fast alle alten Sprachen Asiens kannte. Er schlug sich als Bürger der Republik gegen die Genueser zu Curzola, wurde gefangen genommen und nach Genua geführt, wo er seinen Reisebericht dictirte.

Italien war zwar reich an Specialwerken, hatte aber keine encyclopedischen Werke wie das übrige

*) Dante, Inf. c. XXIX. v. 137.

Europa, wie z. B. „le quadruple miroir“ des Vincent Beauvais, und nur der „Tresoro“ des Brunetto Latini mag sich damit vergleichen, der von diesem in Frankreich abgefasst wurde. Er theilte ihn in drei Parthien, welche die historischen, physischen und Naturwissenschaften, die schönen Künste, die Moral und politische Wissenschaft umfassten. Man findet in diesem „Tresoro“ schon eine Kenntniss von der Rundform der Erde und von der Schwere, die nach dem Maasse zunimmt, als sie sich dem Centrum nähert, eine Angabe der Ebbe und einige wichtige Beobachtungen*) über die Quellen. Brunetto Latini war der Lehrer des Dante.

*) Brunetto Latini, Tresoro, 42, 64, 67.

MICHAEL SCOTT.

„Quell' altro che ne' fianchi è così poco,
Michele Scotto fu, che veramente
Delle magiche frode seppe il giuoco.“
Dante, Inf. XX. 115—117.

Michael Scott von Balweary war, wie es heisst, Arzt und Astrolog Kaiser Friedrichs II. um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; er schrieb einen Commentar über Aristoteles, der nachträglich 1496 gedruckt wurde, und ausserdem mehre Tractate über Philosophie, Astrologie, Alchymie, Physiognomie und Chiromantie. Letztere Schriften mochten ihn in den unheimlichen Verruf eines Zauberers gebracht haben, der sich nachgerade vergrösserte und an seinem Namen haften blieb. Dempster erzählt in seiner Kirchengeschichte, die 1627 erschien, dass man ihn in seiner Jugend vor den Schriften dieses Zauberers warnte, und dass er es damals unter diesem Eindrucke nicht gewagt hätte, irgend ein Buch von ihm aufzuschlagen. In Schottland lebt noch heute sein Andenken im Volke,

und man schreibt jedes mühevolle Bauwerk, von dem man nicht begreift, wie es von Menschenhänden vollbracht werden konnte, dem „alten Michael“, dem „Ritter William Wallace“ oder dem Teufel zu. Duns Scott liegt nach der Volkssage in Melrose begraben, in welcher Abtei und in seinem Sarge auch seine necromantischen Schriften aufbewahrt sein sollen; Niemand aber wagt, nur an der vermeintlichen Grabstelle vorüberzugehen, und Jeder macht fröstelnd einen langen Umweg, wenn er zufällig in die Nähe kommen muss. Man hat von ihm zahllose Märchen erfunden, die einen dankbaren Stoff für die Romantik abgeben würden. Einmal soll er von seinem König, dessen Schiffe fort und fort von französischen Seeräubern bedroht und geplündert wurden, beauftragt worden sein, in seinem Namen als Gesandter von Ludwig dem Heiligen einen Schadenersatz zu fordern. Duns Scott erklärte sich dazu bereit, und als ihn sein König für diese Gesandtschaft reichlich ausstatten wollte, dankte er für diese Gnade und lehnte das Anerbieten ab. Er ging aber in sein Schloss, schlug seine Zauberbücher auf, um die Geister zu citiren, mit denen er auf dem vertrautesten Fusse stand; und es dauerte nicht allzu lange, so scharrete auch ein pechschwarzer Rappe, dessen feurige

Nüstern dampften, mit den Hufen ungeduldig vor dem Schlosse. Er schwang sich auf, und hui! ging es in die Luft; und wie der Rappe auch unwillig schäumte, er fand in ihm seinen furchtbaren Meister. Als sie selbander über dem Meere schwebten, das England von Frankreich trennt, fragte der Teufel, der in dem schwarzen Rosse gebannt war, da er vielleicht Lust verspürte, seinen wilden Reiter abzuschütteln: Sage, Duns Scott, was pflegen die alten Weiber in Schottland vor dem Schlafengehen zu murmeln? und er erwartete, dass ihm geantwortet würde: das Paternoster; Duns Scott aber durchschaute die List, spornte ihn, dass ihm die Weichen bluteten; und rief zornig: Was kümmerts dich? Streich aus, Diabolus, und säume nicht! Raschen Fluges ging es nach Paris, am Louvre liessen sie sich nieder, Duns Scott schwang sich ab, band den Rappen an das Gitter, schritt unbeirrt durch die bestürzten und entrüsteten Schranzen, die ihm nicht das herkömmliche Ceremoniell erlassen und ihm den Weg verstellen wollten, geradezu in den Empfangsaal des Königs und richtete den Auftrag seines Gebieters aus. Ludwig der Heilige vergass etwas die Milde und Frömmigkeit seines Herzens und wollte nicht auf die gestellte Forderung eingehen, vor Allem aber desshalb nicht, weil man ihn nicht mit

einer glänzenden Gesandtschaft und nur mit einem einfachen Boten beschickt hatte. Duns Scott antwortete nichts weiter als: Ist dies das Ultimatum Eurer Majestät? und der König polterte heraus: Ja! So wollet noch früher gnädig meinen Rappen beschauen, den ich da unten am Gitterthore Eures Palastes angebunden habe; und er zog ihn an das Fenster. Duns Scott murmelte einen cabbalistischen Spruch; der Rappe stampfte Einmal mit dem Hufe: und alle Glocken von Paris fingen stürmisch zu läuten an; er stampfte ein zweites Mal: und es stürzten drei Erker mit dem fürchterlichsten Gekrache vom Louvre; er hub den Huf zum dritten Male auf: da unterzeichnete der König mit zitternder Hand die Schrift, in der er sich zum Schädenerersatz herbeiliess. Duns Scott verneigte sich und ging, schwang sich wieder auf sein Ross, hui! ging es zurück durch die Lüfte, und er überbrachte nach Einer Stunde, als ihm dieser den Auftrag gegeben hatte, seinem Herrn und Gebieter die Schrift. Eine andere Sage lautet also: Duns Scott hauste gewöhnlich in dem Thurme zu Oakwood, drei Meilen oberhalb Selkirk, und trieb dorſ seine schwarze Kunst. Da wurde ihm eines Tages die Kunde von einer Zauberin, die sich im Dorfe Falsehope über dem Flusse aufhalte und ihm gleichsam in das Handwerk pfusche.

Er war eben in neugieriger Laune, sass zu Pferde, gefolgt von seinem Jägermeister und einigen Falconirs, und wollte untersuchen, wie weit das Weib in seine Kunst eingeweiht sei. Vor dem Dorfe liess er sein Gefolge halten, trat allein in die Hütte der Zauberin und stellte an sie seine cabbalistischen Fragen, vermeinend, sie würde ihm darauf Rede stehen. Sie stellte sich aber blöde, erklärte Alles, was man ihm über sie gesagt, für eine müssige Lüge; er wollte sich wieder entfernen und sie früher beschenken; dabei legte er seinen Zauberstab aus der Hand; das Weib ergriff ihn hastig, verwandelte damit den Zauberer in einen Hasen und jagte ihn aus der Hütte. Er lief mit der ganzen Angst des Thieres, in dessen Haut er steckte, aus dem Dorfe; vor diesem wartete sein Jägermeister mit den Falconirs und war schon von Langeweile geplagt; der Hase kam ihnen eben recht in den Weg gelaufen, eine kurze Jagd war wie gefunden; schnell war er hinterher und hetzte seinen Herrn, den er in dieser Metamorphose nicht erkennen konnte, so lange, bis dieser endlich eine sichere Zuflucht in einem Rinnsteine seines Schlossthurmes und zuletzt die Formel fand, die ihn von dem Zauber des Weibes befreite. Nun ging sein ganzes Sinnen und Trachten dahin, die Hexe für diese List zu züchtigen,

und er stellte es ein zweites Mal klüger an. Es war eben Erntezeit; wieder ritt er mit seinem Jägermeister und mit den Falconirs gegen das Dorf; diesmal schickte er aber den Jägermeister in die Hütte der Hexe mit dem Auftrage, ein Stück Brodes für seine Hunde von ihr zu verlangen, und gab ihm für den Fall einer abschlägigen Antwort einen Pergamentstreifen mit, den er in der Hütte zurücklassen sollte. Die Hexe verweigerte das Verlangte; jetzt aber wirkte auch schon der Zauber, und sie musste um und durch das Feuer, das in der Hausflur brannte, an dem sie eben das Mittagsmahl für ihren Mann und seine Arbeiter im Felde gar gekocht hatte, tanzen und sang unter dem schmerzlichsten Geschrei, wenn sie von den Flammen gesengt wurde, den Reim ab, der auf dem Pergament geschrieben war und so lautete:

„Herrn Michael Scott, sei's Gott geklagt!
Ward ein Stücklein trocknen Brods versagt.“

Die Knechte, die von ihrem Manne heimgeschickt wurden, um nachzusehen, warum sie mit dem Essen warten lasse, wurden von gleicher Tanzlust ergriffen, und es war schauerlich anzusehen, wie sie sammt und sonders mit dem Weibe in der Hausflur rasten. Der Mann kam nun selber und sah sich alles durch das Fenster an; und da er auf seinem Wege den Herrn Duns Scott

getroffen hatte, begriff er bald, dass dieser Zauber nur von ihm ausgehen könne, kehrte zurück und warf sich ihm zu Füssen. Dieser liess sich erweichen und sagte ihm, er solle rücklings in seine Hütte gehen und den Pergamentstreifen aufheben. Das that er denn auch, und der Zauber war gelöst. Die Hexe aber wagte von da an nicht mehr eine List, wie sehr sie auch manchmal verleitet wurde, gegen einen so gewaltigen Herrn und Meister. Ein Zauberer wie Duns Scott, der zeitlebens mit dämonischen Kräften wirkte, dem die Geister der Unterwelt dienstbar waren, musste, wenn er nicht selber noch vor der abgelaufenen Pactzeit des Teufels werden sollte, diesen immer in voller Thätigkeit erhalten, denn im Müssiggänge wäre er ihm über den Kopf gewachsen. Dieser hatte also einen strengen Herrn und Meister in Duns Scott, der ihn besonders dann, wenn er an ihm seinen Höllenübermuth auslassen wollte, mit solcher Arbeit bestrafe, dass sich die Menschen des armen Teufels hätten erbarmen müssen. So wurde von ihm einmal verlangt, die Ufer des Tweed bei Kelso einzudämmen: und er hatte dieses Riesenwerk in Einer Nacht, bevor noch der Hahn zum ersten Male krähte, unter fürchterlichen Flüchen vollbracht; dann musste er auf Geheiss seines unerbittlichen Herren den Berg

zu Eildon, der in eine kegelförmige Spitze auf-lief, in drei Gipfel spalten: und auch diese menschenunmögliche Arbeit verrichtete er in Einer Nacht; und er halte so noch immer einige müs-sige Augenblicke übrig, in denen er seinem Peiniger irgend einen Streich spielte, darüber er recht in wüthigen Zorn gerieth. Einen solchen musste er ihm vorher gespielt haben, als ihm dieser befahl, aus dem Ufersande am Meere Seile zu winden. Das war selbst von einem Teufel zu viel verlangt, und dabei musste auch diesem die Geduld reissen, wenn er ein ziemlich langes fertiges Stück, an dem er am liebsten seinen Meister aufgehängt hätte, nach Kurzem zerfahren sah. Er sass stundenlang am Meeres-strande und brüllte vor Aerger und Zorn, dass er damit die Wogen vom tiefsten Grunde auf-wühlte: und Duns Scott lachte sich in die Faust, dass er endlich Etwas ausfindig gemacht hatte, damit er ihn so recht in Athem erhielt. Dieser gewaltige Zauberer, dem die Hölle unter-than war, erlag der List eines schönen Weibes, wie auch der wunderthätige sagenhafte Merli-nus, von dem man ein Gleiches erzählt. An dem alten Michael hatten alle Gifte der Welt keine todbringende Wirkung, er hätte davon ganze Laboratorien aufzehren können, ohne dass er auch nur das geringste Unwohlsein verspürt

haben würde: es gab aber Etwas damit man ihn tödten konnte, und dies Geheimniss vertraute er in einer schwachen Stunde, da die Liebe auch über sein Herz die Uebermacht gewann, diesem schönen Weibe. Das geheimnissvolle Mittel war die Brühe von dem Fleische einer wüthigen Sau. Das Weib, das ihn, gebändigt von seinem Zauber, aber mit Widerstreben umarmte, rächte sich dafür, indem es ihm eine solche Brühe vorsetzte: und so starb der alte Michael Duns Scott von Balweary. Noch erzählt man von ihm, dass er die schwelgerischsten Gastmahle gegeben habe; die nicht weiland Lucullus hätte erschwingen können, ohne dass dazu ein Feuer auf seinem Heerde brannte, und ohne dass er dazu eines Koches bedurfte. Er schickte nur seine dienstbaren Geister aus, wenn er Gäste bei sich sah: und sie schafften mit dem Handumdrehen die besten Speisen von der Tafel des Königs von Frankreich und England und die wohlgeschmeckendsten Leckerbissen, wie die süssesten und feurigsten Weine von der Tafel des Königs von Sicilien zu seinen Gelagen herbei. Auch sagt man, dass er seinem Herrn und Gebieter: Kaiser Friedrich den Ort wo, und die Art, wie er sterben würde, vorausgesagt habe, nemlich in Fiorenze und durch einen Steinwurf auf den Kopf. Die erste Weissagung irrite

sich nur um eine Sylbe, denn der Kaiser starb zu Fiorenzuola in Apulien, und die letzte traf ein, trotzdem dass der Gewarnte seine Kopfbedeckung mit einem ehernen Helme füttern liess. Er nahm diese Kopfbedeckung in der Kirche vor dem heiligen Sacramente ab und wurde durch einen Steinwurf getödtet.

P O E T E N V O R D A N T E .

„Denn wirkten Große
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zu Staude?“
Göthe, Faust. 2. Theil.

Ehe das Sonnengestirn am Himmel der italienischen Poesie in seiner strahlenden Glorie aufstieg, leuchteten schon tausend und abertausend flimmernde Sterne, die gleichsam seine Ankunft verkündeten. Wer will sie sammt und sonders zählen und wer könnte es auch, da die meisten von ihnen namenlos in die Nacht der Vergessenheit versanken? Wir wollen nicht von den Italienern reden, die in der provençalischen Sprache ihre Lieder sangen und so unter die Troubadours gingen, um auf eine raschere Weise Lorbeeren für ihre Scheitel zu pflücken, sondern nur von jenen Poeten, welche mit dem Instrumente der frisch entstandenen heimatlichen Sprache aufspielten.

Wenn man dem Agatone Drusi aus Pisa auf sein prahlendes Sonett glauben wollte, so müsste man in seiner Familie den eigentlichen

Aufgang der Poesie suchen; denn er spricht von seinem Urahn: Lucio Drusi, der um das Jahr 1170 lebte, mit einer Begeisterung, als ob dieser ein gewaltiger Poet gewesen sei, der sich mit dem Besten hätte messen können. Obgleich dies ein Verwandtenlob ist, das in der Literaturgeschichte nicht von Belang sein darf, so mag sein Sonett hier doch Platz finden:

„Se 'l grande Avolo mio, che fu 'l primiero
 Che 'l parlar Sicilian giunse col nostro,
 Lassato avesse un' opra d'inchiostro,
 Come sempre ch' e' visse ebbe in pensiero;
 Non sarebbe oggi in pregio il buon Romiero
 Arnaldo Provenzal, nè Beltram vostro;
 Chè questo dei poeti unico mostro
 Terria di tutti il trionfante impero:
 Ei di sententie et d'amorosi detti
 Gli vinse el di dolcissime parole;
 Ma nella invention vinse se stesso.
 Non Brunellesco o Dante sarian'letti;
 Chè la luce di questo unico sole
 Sola riluceria lungi et da presso.“*)

Sicherer findet man die ersten Anfänge der italienischen Poesie in Sicilien, wo nacheinander Griechen, Saracenen und Normannen herrschten, wo Provençalen eine gastliche Aufnahme fanden und wo Friedrich II. sein glänzendes Hoflager hielt. Hier nennt man als ihren

*) P. Giambuttari, origines della lingua fiorentina. 133.

Urheber Ciullo d'Alcamo zu Ende des zwölften Jahrhunderts, und man hat von ihm eine grob gemeisselte sicilische Strophe aufbewahrt, die man als ihren Grundstein annimmt. Sie lautet:

„Rosa fresca aulentissima capari inver l'estate
 Le donne le desiano pulcelle maritate:
 Trahemе destе focora se tesse bolontate
 Per te non ajo abento nocte e dia
 Pensando pur di voi Madonna mia.“

Weiters nennt man um das Jahr 1200 einen *Folcacesiero de' Folcacesieri*, welcher der Grossvater jenes Meo l'Abbagliato war, den Dante in seiner „Divina Commedia“ erwähnt.*)

Die italienische Poesie bestieg aber, so zu sagen, mit Friedrich II. in Sicilien den Thron. Von da an lichtet sich das Dunkel, das über ihre Jünger herrschte. Der Kaiser unterstützte nicht nur die Poeten: er griff selber in die Saiten; und es hat sich von ihm eine Canzone erhalten, die das Muttermal des sicilianischen Dialectes trägt und zugleich den provençalischen Einfluss nicht verleugnen kann.

„Poichè li piace amore
 Ch' eo deggia trovare
 Faronde mia possanza,
 Ch' eo vegna a compimento,
 Dato haggio lo meo core

*) Inferno, c. XXIX. v. 132.

In voi Madonna amare;
 E tutta mia speranza
 In vostro piacimento
 E no mi partiraggio
 Da voi, donna valente;
 Ch' eo v'amo dolcemente:
 E piace a voi ch' eo haggia intendimento;
 Valimento mi date, donna fina;
 Che lo meo core adesso a voi s'inchina.“

Es lag in seiner Familie der poetische Nerv; sein natürlicher Sohn Enzio und sein rechtmässiger Erbe Heinrich waren Poeten; wie auch Manfred, von dem sich aber Nichts erhalten hat, obgleich von ihm geschrieben steht, dass er in weichen Mondnächten, von Musikanten und Sängern begleitet, an das Meeresufer ging und so recht in den süßen Genüssen der Poesie schwelgte. Ein fertiger Poet war schon Friedrichs Geheimschreiber, Pier delle Vigne, von dem Mehres überliefert ist, unter Anderem eine Art Sonett, darin sich das venetianische z breit macht.*)

„Peroch' amore no se po vedere
 E no si trata corporalmente,
 Quanti ne son de si fole sapere
 Che credono ch' amor sia niente.
 Ma poch' amore si faze sentere,
 Dentro dal cor signorezar la zente,

*) Giunti, raccolta de' poeti antichi. Mongitore, bibl. sic. T. I. 269.

Molto mazore presio de avere
 Che sel vedesse visibilmente.
 Per la vertute de la calamita
 Come lo ferro atra' non se vede
 Ma si lo lira signorevolmente,
 E questa cosa a credere me 'nvita
 Ch' amore sia e dame grande fede
 Che tutt' or fia creduto fra la zente.“

Weiter ist **1200** von Lodovico della Vernaccia aus einer florentinischen Familie und von Mico da Siena gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Rede; dann treten heilige Männer mit einem Saitenspiel unter dem Habit auf: wie S. Francesco, † **1226**, und seine Jünger und Anhänger Frà Elia und Frà Pacifico, von deren Letzterem S. Bonaventura erzählt, dass er ein berühmter Dichter gewesen und von einem Kaiser gekrönt worden sei, weshalb man ihn auch den Reimkönig nannte; was dahingestellt bleiben muss, weil es nur angeführt wird, um die Macht des S. Francesco zu schildern, der ihn durch eine Predigt in S. Severino von seinem ehrgeizigen Treiben abgebracht haben soll.

Ciullo d'Alcamo muss als der erste bekannte italienische Poet gelten: als solchen nimmt ihn auch Dante, obgleich er ihn nicht nennt,

*) Boccacio, Decam. g. 10. nov. 7.

**) Acta SS. oct. T. II. 752.

sondern nur einen Vers von ihm anzieht. Voll süßen Lobes aber überfliesst er, wenn er von Guido Guinicelli aus Bologna spricht*). Das war ein streitsüchtiger Mann aus einem altadeligen Geschlechte, und er blühte um das Jahr 1250; was man in alten Büchern über ihn findet, zeigt, dass er weise und beredt, doch von einem etwas moralisch anrüchigen Character war. Dem mag sein wie ihm wolle: er war aber ein Poet, dessen Verse schon eine entschiedene Bedeutung haben und sich glänzend vor den früheren Liederfragmenten auszeichnen. Es finden sich von ihm mehre Canzonen vor; eine fängt an:

„In quelle parti sotto tramontana
 Sono li monti della calamita,
 Che dan virtute all' aere
 Di trarre il ferro; ma perchè lontana,
 Vole di simil pietra aver aita,
 A far la adoperare,
 E dirizzar lo ago in ver la stella.
 Ma voi pur sete quella
 Che possedete i monti del valore
 Onde si spande amore:
 E già per lontananza non è vano,
 Che senza aita adopera lontano.“

Die ersten vier Strophen einer andern Canzone lauten also:

*) Dante, conv. 258; de vulg. eloq. 27; div. comm. purg. c. XXVI. v. 92.

„Al cor gentil ripara sempre amore
 Si come augello in selva a la verdura.
 Non fe amore anzi che gentil core
 Ne gentil core anzi ch'amor, natura.
 Ch'adesso com' fu 'l sole
 Si tosto lo splendore fue lucente;
 Nè fue davanti al' sole:
 E prende amore in gentilezza luoco,
 Così propiamente
 Com' il calore in clarità del foco.“^{*)}

„Nur in einem edlen Herzen lässt sich die Liebe nieder, so wie der Vogel im Walde sich in das Laubwerk flüchtet. Die Natur schuf nicht die Liebe vor dem edlen Herzen und nicht das edle Herz vor der Liebe. Gleichwie, als die Sonne da war, auch ihr Licht leuchtete und dieses wieder nicht vor der Sonne: und es ist auch die Liebe in dem Adel des Herzens, wie die Wärme in dem hellen Feuer.

Das Feuer der Liebe liegt in dem edlen Herzen verborgen, wie der Glanz in dem Edelsteine; dieser Glanz strömt nur dann von den Sternen ein, wenn die Sonne den Stein geadeilt hat, ihn zu empfangen. Erst wenn sie mit ihren Strahlen das Unedle herausgezogen hat, theilen ihm die Sterne den Glanz mit; und wenn die Natur ein köstliches, edles und reines Herz schuf, theilt ihm die Frau wie ein Stern die Liebe mit.

Die Liebe lodert in einem edlen Herzen wie die Flamme auf der Spitze einer Fackel; sie brennt für das, was sie liebt, mit einem hellen und köstlichen Feuer; sie könnte nach ihrem Stolze auch sonst nirgend lodern. Eine wider-spenstige Natur vermag Nichts gegen die Liebe, so wie

^{*)} Giunti, raccolta de' poeti antichi. L. IX.

das Wasser Nichts gegen das Feuer vermag, das die Kälte nur heißer macht. Die Liebe wohnt in einem edlen Herzen, weil nur das ihr naturgemässer Platz ist, wie dies die Mine für den Diamant ist.

Die Sonne bescheint den Tag über den Sumpf; er bleibt hässlich, und sie verliert Nichts von ihrer Wärme. Der übermächtig stolze Mensch sagt: Ich bin edel von Geburt; er gleicht dem Sumpfe und die Sonne gleicht dem Adel. Man darf nicht glauben, dass es einen Adel gebe ohne Muth, selbst in der Würde eines Königs, wenn ihm nicht die Tugend gibt ein edles Herz. Er gleicht dem Wasser, das die Strahlen zurückwirft: aber der Himmel behält für sich seine Sterne und seinen Glanz.“

Dante legt in seinem Werke: De vulgari eloquentia auf die Namen der Dichter: Guittone d'Arezzo, Buonagiunta da Lucca, Gallo aus Pisa, Mino Mocato aus Siena und auf Brunetto Latini den Florentiner einen besondern Nahdruck. Buonagiunta, den er im 24. Gesange seines Fegefeuers mit den Lüsternen bestraft und mit den Worten aufführt:

„Questi, mostrò col dito, Buonagiunta,

Buonagiunta da Lucca — — —“

lebte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts und es hat sich von ihm eine Canzone erhalten, die so anfängt:

„Ben mi credea in tutto esser d'Amore

Certamente allungiato;

Si m'era fatto selvaggio e straniero:

Hor sento, che in erranza era 'l meo core,

Che non m' hauia ubliato,

Ne rignardato il meo coraggio fero;
 Poi che servo m' ha dato per servire
 A quella, a cui grandire
 Si puo somma piacenza
 E somma conoscenza;
 Che tutte gioie di biltate ha vinto,
 Si come grana vinze ogn' altro tinto.“ etc.

Er spricht auch von Guido Lupo und von Cino aus Pi stoja. Von Ersterem hat sich Nichts erhalten, obgleich er von ihm sagt, er sei jener Lupo degli Uberti, ein Sohn jenes berühmten Farinata. Von Cino, der ihn überlebte, spricht er mit grosser Begeisterung. Weiters nennt er Tommaso und Ugolino von Faenza, der aber, nach dem Sonette zu schliessen, dessen Anfang wir mittheilen wollen, nicht sein Lob verdient.

„Ocli del Conte ond 'eo mender nego
 Efferò in truschuna ch' eo viva
 Abbia merce del anima gaittiva
 Digando ke per me vi pluzza il prego.“

Ferner nennt er den Brandino aus Padua, den Rinaldo d'Aquino und den Giudice di Colonna aus Messina, dessen Canzone so anhebt:

„Amor, che lungamente m' hai menato
 A freno stretto senza riposanza,
 Allarga le tue retene in pietanza,
 Che soperchianza m' ha vinto e stancato:
 Che 'ho piu durato, ch' eo non ho possanza,

Per voi Madonna, a cui porto hanza
 Piu che non fa assasino a suo cuitato,
 Che si lassa morir per sua credenza;
 Ben este affanno dilettosso amare,
 E dolce pena se puo ben chiamare:
 Ma voi Madonna della mia travallia,
 Cosi, mi squallia, prendano mercede,
 Che bene è dolce mat se non m' ancede.“ etc.

Endlich spricht er von **Gotto** aus Mantua, der aber wahrscheinlich kein Anderer als der bekannte Troubadour **Sordello** war.

Wir müssen noch einmal auf **Guittone d'Arezzo** zurückkommen. Er war Einer jener Cavalieri gaudenti aus dem Ritterorden der Jungfrau Maria, der in Languedoc 1208 während des wilden Kreuzzuges gegen die Albigenser gestiftet wurde. Er gründete 1239 das Kloster degli Angioli in Florenz und machte dazu die Pläne, sah aber nicht den Ausbau desselben, da er das Jahr darauf starb. Von ihm haben sich dreissig Sonette, einige Canzonen und viele Briefe erhalten, die als die ersten Monumente der italienischen Prosa gelten können. Die Liebe bietet die Handhabe zu den meisten, in einigen flackern die Altarkerzen der Andacht, und andere sind halb fromm und halb verliebt. In einem seiner Sonette hofft er mit Zuversicht Verzeihung für die Untreue an seiner Dame, da auch der heilige Petrus, der doch Gott verleugnete, das Himmel-

reich erlangte, und da Paulus heilig gesprochen wurde, obgleich er den heiligen Stephan getötet hatte. In einigen Sonetten ist ein Schwung der Begeisterung, den wir nur erst später bei Petrarcha finden.

„Gia mille volte, quando Amor m' ha stretto,
 Eo son corso per darmi ultima morte,
 Nòn possendo ristare a l'aspro e forte
 Empio dolor, ch' eo sento dentro il petto.
 Voi veder lo potete, qual dispetto
 Ha lo meo core; è quanto a crudel sorte
 Ratto son corso gia sino a le porte
 De l'aspra morte per cercar diletto.
 Ma, quando io son per gire a l'altra vita,
 Vostra immensa pieta mi tiene e dice:
 Non affrettar l'immatura partita,
 La verde eta, tua fedelta il disdice:
 Ed a ristar di qua mi priega e 'nvita;
 Si ch' eo spero co 'l tempo esser felice.“

„Schon tausendmal wollte ich, hart bedrängt von der Liebe, mir den Tod geben, denn ich konnte nicht weiter den heftig grausamen Schmerzen in meiner Brust Widerstand leisten. Doch, wenn schon mein Entschluss feststeht, in ein anderes Leben zu gehen, hält mich Eure unendliche Güte wieder zurück und sagt: Beschleunige nicht deine voreilige Flucht; deine Jugend und deine Treue verwehrt dies. Sie lockt mich und bittet mich, auf der Erde zu bleiben: und so hoffe ich denn, dass ich doch endlich mein Glück erringen werde.“

Die letzten Verse haben eine auffallende Aehnlichkeit mit einigen Versen Petrarcas, noch

mehr aber die folgenden Schlusszeilen eines anderen Sonettes:

„Ben forse alcun verra dopo qualche anno,
Il qual leggendo i miei sospiri in rima,
Si dolera della mia dura sorte:
E qui sa, che colei, c'hor non mi estima,
Visto con il mio mal giunto il suo danno,
Non deggia lagrimar della mia morte?“

„Vielleicht wird nach einigen Jahren Einer kommen, der meine Seufzer in Reimen lesen und die Grausamkeit meines Looses beklagen wird. Dann wird auch sie vielleicht, die meiner jetzt nicht achtet, erkennen, was ich gelitten, ihren eigenen Verlust einsehen und meinen Tod beweinen!“

Jetzt tritt ein bedeutender Poet auf. Guido Cavalcanti, dessen Biographie Filippo Villani geschrieben hat, stammte aus einer angesehenen florentinischen Familie, und er verheirathete sich 1266 mit einer Tochter aus dem Hause Uberti. Er war ein erbitterter Feind des Corso Donati, der ihm hinwieder nach dem Leben trachtete, so dass er, um den Nachstellungen von dessen Anhängern zu entgehen, eine Pilgerfahrt nach S. Jacopo in Gallizia unternahm, auf der er sich zu Toulouse in eine Frau, Namens Mandetta, verliebte. Er war, als die Commune von Florenz die Häupter der aufrührerischen Partheien verbannte, unter den Exilirten und wurde nach Serazano verwiesen. Man rief ihn nachgerade wieder zurück, er starb aber

bald darauf, 1300. Sein Vater galt für einen Epicureer und Atheisten; er war nicht ganz wie dieser geartet, doch war er ein starker Freidenker. Characteristisch ist folgendes Sonett von ihm:

„O Donna mia non vedestu colui,
 Che su lo core mi tenea la mano,
 Quand' io ti rispondia fiochetto e piano
 Per la temenza de gli colpi suoi?
 El fa Amore, che trovando uoi,
 Meco ristette, che veniva lontano
 A guisa d'uno arcier presto soriano
 Accconcio sol per ancidere altrui:
 E trasse poi de gli occhi miei sospiri,
 I quai si gittan' dallo cor si forte,
 Ch' io mi parti sbiggottito fuggendo:
 Allhor mi parse di seguir la morte
 Accompagnato di quelli martiri,
 Che soglion consumare altrui piangendo.“

„Madonna, habt Ihr ihn gesehen, der mir die Hand auf das Herz legte, als ich Euch schwach und leise aus Furcht vor seinen Schlägen antwortete. Es war Amor, der sich, als er Euch sah, neben mir niederliess. Er kam aus der Ferne wie ein Bogenschütze aus Syrien, der sich nur einstellt, um einen Mord zu verüben. Schnell entwand er meinen Augen Thränen, die sich mit solcher Macht auf mein Herz warfen, dass ich mich entsetzt flüchtete. Da schien es mir, als ob ich hinter dem Tode herzöge, der ein reiches Gefolge von Leiden hatte, die uns vernichten, indem sie uns weinen machen.“

Es existiren auch einige Balladen von ihm: in einer derselben spricht er von seiner Geliebten

in Toulouse. Er ist in Liebesgedanken vertieft und findet auf seinem Wege zwei Schäferinnen, die ihn necken; verachtet mich nicht, sagt er zu ihnen, denn ich habe viel Leid erduldet, und mein Herz ist zu Tode getroffen, seit ich in Toulouse war. Die Eine macht sich über ihn lustig, die Andere bedauert und fragt ihn neugierig, ob er sich nicht mehr der Augen seiner Geliebten erinnere, darauf er erwiedert: ich erinnere mich nur, dass mir irgend eine geschmückte Dame erschien, der die Liebe den Namen: Mandetta gegeben hatte.

„Era in pensier d'Amor, quand' io trovai
Due forosette nove,
L'una cantava, è piove
Gioco d'Amore in noi.

Deh forosette non mi haggiate a vile
Per lo colpo, ch' io porto:
Questo cor mi fu morto
Poi ch' en Tolosa fui.

Io dissi: e mi ricorda, che 'n Tolosa
Donna m'apparve accorelata e stretta,
Amore la qual chiama la Mandetta.“

Er muss aber diese Flamme bald vergessen haben, denn in einer Ballade, die ganz den Character der provençalischen Hirtenlieder hat, führt er eine Schönheit vor, die lieblicher als der Morgenstern ist; ihre Haare sind goldig blond

und leicht geringelt, ihre Wangen sind rosig, mit dem Stabe führt sie die Lämmer auf die Weide, barfuss geht sie und badet die Füsschen im Morgenthau, sie jubelt und singt; er fragt sie und sie gesteht ihm naiv, dass sie sich nach Liebe sehne, wenn die Vöglein auf den Bäumen singen. Sie gehen in ein dichtes Gebüscht; die Vöglein heben an zu singen und mahnen sie an ihr Geständniss.

„In un boschetto trovai Pastorella
 Piu che la Stella bella a 'l mio parere,
 Capestri havea biondetti e ricciutella,
 E gli occhi pien d'amor, cera rosata:
 Con sua verghetta pastorava agnelli,
 E scalza e di rugiada era bagnata,
 Cantava come fosse innamorata,
 Era adornata di tutto piacere.“ etc.

Die grösste Natürlichkeit offenbart sich in einer Ballade, die er während seiner Krankheit in Sarzano gedichtet zu haben scheint. Er apostrophirt seine Ballade: da ich kaum mehr hoffe nach Toscana zurückzukehren, so gehe zu meiner Dame, tritt aber behutsam bei ihr ein, und sie wird dich freudig empfangen; du wirst ihr erzählen von all meinen Seufzern, von meiner Furcht und Traurigkeit; nimm dich jedoch in Acht, dass dich keiner von Jenen sieht, die da feindlich gesinnt sind den edlen Neigungen der Natur. Sage ihr, dass mich der Tod drängt und

das Leben mich verlassen will. Bring meine Seele dann, wenn sie aus meinem Leibe gezogen ist, zu meiner Herrin, und sie möge zu ihr sprechen: ich will mich als Sclavin bei Euch niederlassen, nachdem ich von dem geflüchtet bin, welcher der Slave der Liebe war.

„Perch' io no spero di tornar già mai
 Ballatetta, in Toscana:
 Va tu leggiera e piana
 Dritta alla Donna mia,
 Che per sua cortesia
 Ti fara molto honore.“ etc.

Das meiste Aufsehen machte seine Canzone über die Natur der Liebe, eine metaphysische Abhandlung, die aber nicht von der Leidenschaft durchflammt ist, und die sich in nüchternen Definitionen und unverständlichen Subtilitäten ergibt. Der Cardinal Egidius Colonna und Paolo del Rossi verfassten einen langen Commentar darüber. Der Anfang dieser Canzone lautet:

„Donna mi priega, perch' io voglio dire
 D'uno accidente, che sovente è fero,
 Ed è si altero, ch' è chiamato Amore.“ etc.

Guido Cavalcanti war der intimste Freund Dante's, der auch von ihm mit grosser Anerkennung und Auszeichnung spricht.

Von den voranstehenden Poeten machte Dante Erwähnung; es gab aber noch viele Andere, von

denen wir nur Einige aufzählen wollen; in Sizilien: Odo delle Colonne, Arrigo Testa, Stefano da Messina, Jacopo da Lentino, Mazzeo di Ricco und Nina, die sich in den Florentiner Dante da Maiano verliebte, ohne ihn gesehen zu haben, und die man desshalb Nina di Dante nennt; in Toscana: Guido Orlandi, Guerzo da Montesanti, Noffo d'Oltrarno, Pannuccio dal Bagno, Giro-lamo Terramagnino, Meo Abbracciaracca, Pucciandoni Martelli, Forese Donati, der Cardinal Ottaviáno degli Ubaldini und Dante da Maiano, der aber, obgleich Vieles von ihm übrig ist und er sich selber für einen ausgezeichneten Poeten hält, ohne Bedeutung ist, wie man aus einem Sonettenanfang schliessen kann:

„Convemmi dimostrar lo meo savere
 E far parvenza s'io saccio cantare,
 Poi lo dimanda lo gentil parlare
 Della giocosa, che m' have en tenere“;

obgleich ein anderes Sonett insofern von Bedeutung ist, da es ganz in provençalischer Mundart abgefasst ist:

„Las! so que m'es el cor plus fis e quars
 Ades vai de mi parten e lungian,
 E la pena e'l trebail ai eu tot ses pars
 On manlas vez n'ai pren langir ploran
 . . Amors mi ten el cor un dars

On en cre qu'el/partir non es ses dan,
 Tro q'a mi dows, ab lo jen parlars,
 Prenda merse del mal q'eu trag tan gran.

Leu fora si m volgues mi dows garir
 De la dolor q'ai al cor tan soven,
 Gar en lei es ma vieta e mon morir.
 Merse l'eu quiev a mia domna valen,
 Per merse dela mon precs accillir,
 E perdon fasa al mien gran ardiment.“

und in Bologna: Rainieri de' Samaritani,
 Semprebene und Berniarda.

Dante bestreitet vier italienischen Städten:
 Ferrara, Modena, Reggio und Parma den Ruhm
 der Dichtkunst. Dennoch nennt man einen Poeten
 aus Ferrara: Gervasio Riccobaldo; und er
 spricht doch selber im 24. Gesange des Fege-
 feuers von Guido Roberti da Castello:

„— — — — che me' si nomo
 Francescamente il semplice Lombardo“,

der als Dichter in Reggio galt, und Parma rühmt
 sich mit Unrecht eines Salimbeni und Pal-
 vicino.

Auch das Mailändische Gebiet hatte einen
 schlechten Poeten: Buonvicino da Riva, der
 unter Anderem eine Vorschrift, wie man sich
 bei Tische zu benehmen habe, in Reime setzte.

„Fra Bon Vexin da Riva, che sta in Borgo Legniano,
 D' le cortesie da descho ne disette primano,
 D' le cortesie cinquanta, che s' de' osservare a descho,
 Fra Bon Vexin da Riva ne parla mo de frescho.“

Endlich müssen wir noch des Jacopone da Todi erwähnen, der sich für einen Narren ausgab, um seine heiligen Inspirationen an Mann zu bringen. Er war früher Rechtsgelehrter und führte ein liederlich wüstes Leben; davon durch den Tod seiner Frau bekehrt, trat er in einen Franciscanerorden und war von 1278 an Klostergeistlicher. Als Solcher wurde er von seinen Oberen misshandelt und oft abgestraft. In einem eben nicht ästhetischen Orte, den man ihm einmal als Kerker angewiesen hatte, fasste er einen Gesang ab, der so anfängt:

„O giubilo del cuore,
Che fai cantar d'amore!“

Am Meisten quälte ihn aber der Papst Bonifacius VIII. Als dieser gegen die von Colonna Palestrina belagerte, und Jacopone mehre Lieder gegen ihn schrieb, von denen eines: „Piange la Chiesa, piange e dolora“ und ein anderes: „O Papa Bonifacio, quanto hai gioiato al mondo!“ anhebt, liess ihn dieser in Eisen bei Wasser und Brod gefangen setzen. Als er eines Tages an seinem Gefängnisse vorbeikam, fragte er hämisch: Wann meinst du, dass du herauskommst? und Jener antwortete: wenn du hereinkommen wirst. Und wirklich wurde er durch die Gefangenschaft dieses Papstes frei; er starb aber drei Jahre darauf 1306.

in Collazzone, und sein Leichnam wurde nach Todi gebracht. Man bewahrt viele Gedichte von ihm, die, unschön in der Form, sehr gedankenreich sind. Er soll auch der Verfasser des Kirchenliedes: „*Stabat mater dolorosa*“ sein.

DAS TRIVIUM UND QUADRIVIUM.

„Gram. loquitur, dia. vera docet, rhet. verba
colorat;

Mus. canit, ar. numerat, geo. ponderat, ast.
colit astra.“

Die bildende Kunst, die von den Römern mit anderer Beute aus Griechenland nach Italien geschleppt wurde, wollte, da man sie mehr wie eine Slavin hielt, die jeder Mäcenatenlaune zu Willen sein musste, nicht mehr wie ehedem nach einem schöpferischen Drange der Begeisterung schaffen und arbeitete jetzt auf Bestellung und um klingenden Taglohn. Sie wurde nachgerade von den Barbaren bei der Arbeit überrascht, und warf furchtsam den Meissel und ihr anderes Gerät aus der Hand. Mittlerweile machte in der Nacht der Barbarei eine Bastardschwester von ihr: die bycanthinische Kunst viel von sich reden; sie hatte ein frommes gottergebenes Herz, baute in der Furcht des Herren Kirchen und malte Heiligenbilder. Diese wird wieder

von der sogenannten italienischen Kunst abgelöst, die im eilsten und zwölften Jahrhundert mit mächtigem Gliederbau und energischem Geiste auf den Schauplatz tritt. Man hält für ihr erstes Werk den Dom von Pisa, der, obgleich in ihm eine wohlthuende Harmonie der Architectur fehlt, anderseits durch seine gewaltige Grösse imponirt. Die Bildhauerkunst feiert gleichfalls in Pisa, wenn auch erst im dreizehnten Jahrhundert, ihre Auferstehung mit dem genialen Nicola, dessen Arbeiten am Grabmale des S. Dominicus in Bologna, an den Kapellen in Siena und Pisa und an anderen Orten eine ungewöhnliche Begabung verrathen. In dieses Jahrhundert fällt auch der neue Anfang der Malerei, mit dem man immer den Namen: Cimabue verbindet, obgleich dessen Vorgänger Giunta aus Pisa und Guido von Siena in dieser Kunst nicht geringer waren. Er wurde von seinem Schüler Giotto, geb. 1276, gest. 1336, überflügelt, der ein Freund Dantes war und von diesem in Padua besucht wurde, als er dort Frescomalereien in einer Kapelle machte. Nach seiner Angabe soll er auch die Compositionen aus der Apocalypse in S. Chiara di Napoli ausgeführt haben. Zu derselben Zeit lebten auch zwei ausgezeichnete Miniaturmaler: Oderisi d'Agubbio und Franco da Bologna.

Das waren aber Künste, die zu Dantes Zeiten nicht zu den sieben freien Künsten gerechnet wurden. Diese waren unter dem Namen des Triviums und Quadriviums begriffen; in das Trivium fielen die Grammatik, Dialectik und Rhetorik; in das Quadrivium die Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Diese Eintheilung war, wie schon jedem Laien einleuchten muss, eine Klostererfindung; und in welchem beschränkten Sinne diese sogenannten Künste genommen wurden, kann man aus einer Schrift: „de institutione“ des Hrabanus Maurus ersehen, nach dem die Grammatik die Auslegungskunst der alten Dichter und Geschichtsschreiber sammt der Kunst, richtig zu reden und zu schreiben, lehrt. Sie ist die Grundlage aller freien Künste, und ohne sie kann man nicht die poetischen Redensarten und Versmaasse der heiligen Schrift erkennen und würdigen. Die Rhetorik gilt ihm als Anweisung zum Predigen. Die Dialectik ist ihm die Wissenschaft der Wissenschaften; sie lehrt lernen und lehren, sie lehrt, was die Vernunft ist, will und sieht, sie lehrt die Unterscheidung des Guten und Bösen, den wahren und falschen Schluss und die Erkenntniss des Schöpfers; durch sie bekämpft man die Ketzer. Die Arithmetik ist gut zur Auffindung der Geheimnisse der Zahlen

und zur Erklärung der Bibelstellen, darin von Maass und Gewicht die Rede ist. Die Geometrie empfiehlt er, weil in der Schrift bei der Arche und bei dem babylonischen Tempelbau Cirkel aller Art vorkommen. Musik und Astronomie braucht man zum Gottesdienste und zum Kirchencalender.

Man ging zur Zeit Dantes nach dieser Eintheilung bei dem Unterrichte vor, und er befolgte sie selber in seiner Schrift: Convito. Wie schlimm musste es aber um die Grammatik stehen, die es nicht der Mühe werth hielt, sich mit der Volkssprache zu beschäftigen, und die hinwieder selber auf den schwankendsten Grundsätzen beruhte, da sie vor Allem kein gesetzgebendes Wörterbuch als Stützpunkt hatte und nur blindlings der Autorität huldigte. Auch die Rhetorik führte eine kümmerliche Existenz; sie hatte es kaum so weit als die letzten römischen Rhetoren und nicht weiter als Cassiodorus gebracht. Giovanni Villani spricht von Dante als von einem tüchtigen Redner, der nicht allein Verse zu machen, sondern auch auf das Volk zu wirken verstand. Es muss auch ausser und vor ihm beredte Männer gegeben haben: ein Solcher war jedenfalls Mosca Lamberti, der Urheber des Todes von Buondelmonti und der Trennung der florentinischen

Parteien in Guelfen und Ghibellinen; ein Solcher musste auch Farinata degli Uberti, der den Ruin seines Vaterlandes verhinderte; und ein Solcher musste endlich Giovanni da Vicenza gewesen sein, der 1283 in der Nähe von Verona vierztausend versammelte Männer von den verschiedensten politischen Farben zur Versöhnung und zum Frieden umstimmte, obgleich diese Wirkung fast nicht länger vorhielt als der Klang seiner Worte. Die Dialectik ging auf dem Wege des Aristoteles vor, sie verliess aber seine Einfachheit und schlug schon die Seitenwege ein, die dessen Ausleger Boëthius und Porphyrus ausgetreten hatten; und kam auf Waldlichtungen, die ausgehauen waren von dessen arabischen Uebersetzungen aus dem Griechischen und von den Nachbildnern in das Lateinische. Sie wurde dann durch sieben Jahrhunderte vielfach commentirt und übertrieben; man schlug, so zu sagen, über den Leisten der Aristotelischen Dialectik Alles und Jedes; und am thätigsten waren dabei die Philosophen und Theologen, die mehr oder weniger unter der Benennung der Scholastiker vorgeführt werden müssen, von denen wir schon früher gesprochen haben. Zuletzt brach sich vor Allem die Aristotelisch-scholastische Dialectik des Thomas d'Aquino Bahn, und Dante

bekannte sich zu ihr und gab sich damit viel in Neapel, Verona und Paris ab. In der Arithmetik und Geometrie nennt man als den ersten Meister den Kanzler des Doginats zu Pisa, Leonardo Fibonacci, dessen Buche „*Abaco*“ man die Einführung und den weiteren Gebrauch der indischen und arabischen Ziffern zuschreibt. Diese beiden Wissenschaften, die in Egypten der Agricultur unter die Arme griffen, hoben in Italien den Handel. Dass aber darin noch eine grosse Unwissenheit vorwaltete, geht daraus hervor, dass Campano da Novarra allen Ernstes die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben glaubte. Die Astronomie war nicht allein eine geistige und poetische Wissenschaft; sie wollte, wie schon früher erwähnt wurde, als Astrologie den materiellen Einfluss der Gestirne auf die Menschengeschicke aufdecken. Dante nennt diese Wissenschaft seine Trösterin; seine „*Divina Commedia*“ ist grössttentheils auf sie gebaut, aber auch in seinen anderen Werken wird viel von ihr verhandelt. Sie war damals noch auf das Ptolemaische System gestellt: die Erde im Centrum des Universums; um sie die sieben kreisenden Himmel der Planeten: Luna, Mercurius, Venus, Sol, Mars, Jupiter und Saturnus; der achte aus Fixsternen bestehend; und der neunte, von dem

die allgemeine Bewegung von Osten nach Westen ausgeht, und der die Bewegung der anderen Himmel bestimmt, in der weitesten Entfernung. Dante ging in dieser Wissenschaft stellenweise über die astronomischen Kenntnisse seiner Zeit hinaus; davon wir im weiteren Verlaufe unseres Werkes reden werden. Italien war wie heute schon in frühesten Zeiten der eigentliche Boden für die Musik. Musste sich doch Carl der Grosse Sänger von Rom in sein Reich verschreiben, um bei der Messe endlich einen vernünftigen Chorgesang zu hören, bei dem seine Ohren nicht durch Disharmonie gequält wurden. Die Musik, die freudigste unter den Künsten, musste im Mittelalter freilich die Augen fromm-klösterlich zu Boden schlagen und die Hände falten; manchmal konnte sie aber den Jubel nicht verwinden und sie platzte mitten in einem Busspsalm mit ihrer tollen Lust heraus, dass den armen Mönchen dabei ganz weltlich zu Muthe wurde, und dass sie lüstern Visionen hatten, für die sie ehen nicht heilig gesprochen wurden. Und nun erst die Musik, die von fahrenden Spielleuten auf den Strassen getrieben wurde: darin war die sorgenloseste vagabundirendste Tollheit. Dante stand wie mit den Malern so auch mit den Musikern auf vertrautem Fusse, und er soll es in ihrer Kunst ziemlich weit ge-

bracht haben, so dass er nach Art der Troubadours einige seiner Lieder wie „Amor che nella mente mi ragiona“ in klingende Töne brachte. Der berühmteste Musiker jener Zeit: Casella war sein Freund, und er ging auch viel mit dem Instrumentmacher Belacqua um. Er spricht von Casella im Anfange des Fegefeuers und lässt ihn sordidische Weisen anstimmen, dass die Geister bei ihren Klängen in eitel Verzückung gerathen, aus der sie durch den ernsten Uticenser Gato gerissen werden.

„Ed io: Se nuova legge non ti toglie
 Memoria o uso all' amoroso canto
 Che mi solea quetar tutte mie voglie,
 Di ciò ti piaccia consolare alquanto
 L'anima mia che con la sua persona,
 Venendo qui, è affannata tanto.
Amor che nella mente mi ragiona,
 Cominciò egli allor si dolcemente,
 Che la dolcezza ancor dentro mi suona.
 Lo mio maestro, ed io, e quella gente
 Ch'eran con lui, parevan sì contenti,
 Com'a nessun toccasse altro la mente.
 Noi andavam tutti fissi e attenti
 Alle sue note; ed ecco l' veglio onesto,
 Gridando: Che è ciò, spiriti lenti?
 Qual negligenzia, quale stare è questo?
 Correte al monte a spogliarvi lo scoglio
 Ch' esser non lascia a voi Dio manifesto.
 Come quando cogliendo biada o loglio
 Gli colombi adunati alla pastura,

Queti, senza mostrar l'usato orgoglio,
 Se cosa appare, ond' egli abbian paura,
 Subitamente lasciano star l'esca,
 Perchè assaliti son da maggior cura;
 Così vid' io quella masnada fresca
 Lasciare 'l canto, e gire 'nver la costa,
 Com' uom che va, nè sa dove riesca:
 Nè la nostra partita fu men tosta.“
 „Und ich: wenn irgend ein Gesetz nicht wehrt
 Dir das Gedächtniss und die süßen Lieder,
 Die mich den frommen Frieden einst gelehrt,
 So magst du trösten mir mit ihnen wieder
 Die Seele, die noch mit dem Leibe ringt
 Und die nun kommt, gebeugt von Schmerzen nieder.
 Die Liebe, die den Geist mir ganz durchdringt!
 Begann er drauf und andre süsse Klänge,
 Dass es noch jetzt in meinem Innern klingt.
 Mein Meister, ich, der Schatten wild Gedränge,
 Die mit ihm waren: seelig macht er sie,
 Als ob an Andrem nicht die Seele hänge.
 Achtsam auflauschend seiner Melodie,
 So gingen wir; sich da den würdgen Alten,
 Der: Was ist das, ihr trägen Geister? schrie.
 O welcher Leichtsinn, welches Innehalten!
 Versäumt, zum Berg zu laufcn, nicht die Frist,
 Soll Gott noch weiter sich vor euch entfalten!
 Wie wenn ein Taubenschwarm vereinigt ist,
 Im Felde Korn und Kräuter sich zu picken,
 Selbander ohne Hass das Futter liest:
 Doch wenn sie etwas Schreckhaftes erblicken,
 Mit Einem Mal verlassen ihre Speise,
 In scheuer Furcht zur Flucht sich hastig schicken;
 So sah ich von der süßen Liederweise

Die Schaar nun hastig schnell zum Berge gehen,
Gleich Einem, der da ziellos auf der Reise:
Wir aber blieben auch nicht länger stehen.

Dante hatte zum Lehrer und Meister in den freien Künsten Brunetto Latini. Von einer edlen Familie abstammend und ein festgedielter Guelfe war dieser als Gesandter der Commune an Alfonso von Castilien abgeschickt worden, 1260. In seiner Abwesenheit von Florenz fiel die Niederlage bei Montraperti, und er blieb so mehre Jahre als Exilirter in Frankreich und wahrscheinlich in Paris. Dort machte er in der Vulgarsprache eine Uebersetzung des Cicero und verfasste im provençalischen Dialecte sein Gedicht „Tresoro“, eine Encyclopedie aller Kenntnisse seiner Zeit. Nach Florenz, 1266, mit der Familie Dantes und mit andern Guelfen zurückgekehrt, dichtete er in der Vulgarsprache den „Tesoretto“, eine Sammlung moralischer Aussprüche und den „Pataffio“, eine Sammlung florentinischer Witze. Im Jahre 1284 war er Notar der Republik und starb 1294. Man hat oft gesagt, sein „Tesoretto“ habe dem Dante die Handhabe zur „Divina Commedia“ gegeben; dieser mag es aber damit ebenso gemacht haben, wie Homer mit dem egyptischen Fabelwerke, das er vorfand. Wenn man jenes Gedicht näher einsieht, so findet man, dass der

Reim eine dictatorische Rolle spielt und Gedanken vermitteln muss, was er in den nachfolgenden Versen zugesteht.

„Perciochè la rima
Si stringe a una lima
Di concordar parole
Come la rima vuole;
Si che molte fiate
Le parole rimate
Ascondon la sentenza
E mutan la 'ntendenza.“

EIN BLUTURTHEIL UND SEINE SÜHNUNG.

„Qu'el reis, en cui non eron anc vint an,
Amava deu, dreig, mezur'e sienza.“

Bartòlome Zorgi.

„Se mala signoria che sempre accora
Li popoli sogetti, non avesse
Moso Palermo a gridar: Mora, mora.
Dante. Div. Com. P. c. VIII. v. 73—75.

Conradin, der sein junges hoffnungsvolles Leben wagte, um das Erbe seiner Vorfahren zu retten, hatte wie Manfred bei Benevento sein Geschick auf das Schlachtenglück gesetzt, und er war bei Scurcola nicht glücklicher gegen den wilden finsternen Carl von Anjou, dessen ehrgeizige Eroberungsgelüste durch ein Breve des Papstes Clemens IV. sanczionirt wurden; er spielte die letzte Karte für die Hohenstaufen aus und verlor das Spiel. Frauen und Jungfrauen weinten über das Missgeschick des schönen sechszehnjährigen Jünglings, sie mussten aber ihre Thränen verbergen; Männer und Greise des Ghibellinenbundes knirschten darüber

mit den Zähnen und ballten die Fäuste, denn mit seiner Niederlage war auch ihre Sache für eine lange Zeit verloren.

Der grausame Sieger berief Rechtsgelehrte von allen Enden nach Neapel, die über den besieгten Kaiserjüngling Urtheil fällen sollten, der durch den Verrath Frangipanis, dessen Familie von den Hohenstaufen zu Ansehen gebracht worden war, in seine Hände geliefert wurde. Er verlangte von ihnen nicht die Entscheidung des Rechtes, sondern nur Creaturen, welche unterwürfig die von ihm gestellte Anklage: „Conradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Entpörer und Hochverräther gegen seinen rechtmässigen König und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig“ mit ihrem Namen unterzeichneten. Freilich erschracken die Meisten über diese rechtlose Zumuthung, aber nur der edle Guido von Suzara wagte dagegen energische Einsprüche mit den Worten: „Conradin ist nicht gekommen als ein Räuber und Entpörer, sondern mit dem Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er war desshalb kein Hochverräther, dass er sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder gewinnen wollte; er ist endlich nicht mit der Waffe in der Hand in der Schlacht, sondern auf der Flucht gefangen worden: und ein gött-

iches und menschliches Recht gebiete, die Gefangenen milde zu behandeln.“ Als der wilde Carl dagegen zornig losbrach, dass seine Leute aber Klöster angezündet hätten, entgegnete Guido mit ruhigem Ernst: „das bedürfe erst eines Beweises; denn wer will es abwägen, ob diese von Conradin oder aber von dem anderen Heere geschehen seien; und wäre dem auch also, so steht es nur der Kirche und sonst Niemand zu, über Verbrechen gegen die Kirche abzuurtheilen.“ Alle Richter sprachen auf diese muthige Rede Conradin frei, bis auf einen: Robert de Bari; doch der finstere König änderte diesen menschlichen Urtheilsspruch ab und sprach aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über alle Gefangenen. Conradin sass eben mit seinem Freunde und Unglücksgefährten: dem hochherzigen Friedrich von Oesterreich beim Schachspiele, als ihm dieses Urtheil mitgetheilt wurde; er verlor nicht die Fassung, obgleich seinem jungen Herzen das Sterben nahe gehen musste, und benutzte die letzten Augenblicke, um sein Testament zu machen und um sich durch ein brünstiges Gebet und durch eine wahre Beichte mit Gott auszusöhnen.

Während der schöne arme Jüngling diese Vorbereitungen zu seinem letzten Wege machte, richtete man geheimnissvoll vor der Stadt an der

Kirche der Carmeliter das schauerliche Blutgerüste auf. Man hatte diesen Ort so recht mit Absicht ausgewählt, um ihm noch vor dem Tode all die Herrlichkeit seines Reiches zu zeigen.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei S curcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit dem entblössten Beile auf seine Opfer wartete. Der war aber nur das blinde Werkzeug, der eigentliche Henker, Carl von Anjou, schaute dem blutigen Schauspiele von dem Balkone einer benachbarten Burg zu. Robert de Bari, sein richterlicher Helfershelfer, verlas: „Dieser Conradin, Conrads Sohn, kam aus Deutschland, um als Verführer seines Volkes fremde Staaten zu erobern und gegen alles Recht rechtmässige Herrscher zu bekriegen. Ein Zufall verschaffte ihm den Sieg; bald ward aber durch des Königs muthige Entschlossenheit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz gebunden hielt, wird jetzo gebunden vor das Gericht des Königs geführt, den er zu verderben trachtete. Dafür wird mit Zustimmung der Geistlichkeit und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und über seine Mitschuldigen nicht anders als über Räuber, Entpörer, Rebellen und Hochverräther das Urtheil gesprochen und, damit keine Gefahr durch

Verzug erwachse, auch alsgleich vor Aller Augen vollzogen.“ Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen der Zuschauer, und nur die Furcht der Schwäche vor dem gewaltigen Wütherich hielt sie von einer zornigen Handlung über die Frechheit dieses Urtheils ab. Doch des Königs eigener Schwiegersohn Graf Robert von Flandern vergass in der edlen Entrüstung seines Herzens jede Rücksicht, rief laut: Wie darfst du es wagen, Schurke! einen so grossen und herrlichen Ritter zum Tode zu verurtheilen? und zugleich traf er Robert de Bari mit seinem Schwerte, dass er für todt weggetragen wurde. Alle Umstehenden billigten mit Beifallsbezeugungen diese That, doch Carl von Anjou änderte das Urtheil nicht ab und drang mit einer Handbewegung auf dessen rasche Vollziehung. Conratin bat, dass man ihm noch einmal das Wort gestatte und sprach: „Ich weiss es, ich habe vor Gott als Sünder den Tod verdient: hier aber werde ich ungerecht gerichtet. Ich frage alle Getreuen, für die hier meine Vorfahren väterlich walteten, und ich frage alle Oberhäupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, der sein und das Recht seiner Völker verteidigt. Und sei es, dass ich schuldig wäre: wie darf man die Unschuldigen so grausam strafen, die, keinem Anderen unterthänig und

lebenspflichtig, mir in läblicher Treue anhingen.“ Diese Worte erregten eine allgemeine Rührung, doch kein Einziger wagte eine That für das unglückliche Schlachtopfer. Nun warf Conradin seinen Handschuh vom Blutgerüste, auf dass er Pedro von Aragonien zum Zeichen überbracht werde, dass er ihm alle Rechte auf Sizilien und Apulien übertrage; Ritter Heinrich, Truchsess von Waldburg, hub ihn auf und erfüllte später den letzten Wunsch seines Fürsten.

Conradin umarmte seine Todesgenossen; am längsten lag er am Halse seines Freundes Friedrich von Oesterreich, zog sein Oberkleid aus und rief, Arme und Augen gegen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Creationen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände.“ Dann kniete er nieder, betete noch ein stilles Gebet, und sich emporrichtend, seufzte er aus tiefstem Herzen: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!“ Er legte sein von blonden Locken umwalltes Haupt auf den Block, das Beil des Henkers fiel, und das blutige Haupt rollte auf das Gerüste nieder. Friedrich schrie vor Schmerz so laut auf, dass Thränen in Aller Augen standen. Die Reihe kam auch an ihn, dann an den Grafen Gherardo da Pisa. Vergebens hatte der Graf Galvano

Lancia die Lösungsumme von hunderttausend Unzen Goldes für sich und seinen Sohn geboten: man schlachtete ihm den Sohn in seinen Armen, und darauf fiel auch sein Kopf; später die Anderen. Die Zahl der Gemordeten belief sich auf tausend; die Leichen wurden nicht in geweihter Erde bestattet, man grub sie am Meeresufer, oder, wie Andere sagen, auf dem Friedhofe der Juden ein.

Eine rührende Sage erzählt, dass, nachdem Conradins Haupt gefallen war, ein Adler aus den Lüsten herabschwebte, seinen rechten Fittig durch sein Blut zog und sich wieder in die Lüfte erhub. Der Henker soll, damit er sich nicht rühmen konnte, einen solchen Fürsten entthauptet zu haben, von einem Zuschauer ermordet worden sein. Die Stelle, wo der Mord vorfiel, berichtet eine andere Sage, blieb fortan feucht. Conradins Mutter, die eilig nach Neapel aufgebrochen war, kam zu spät und erwirkte nur die Erlaubniss, eine Capelle über seinem Grabe erbauen zu dürfen; nach einem anderen Berichte wurde sein Leichnam von den Carmelitern nach Deutschland gebracht.

Carl von Anjou, der sich durch Gütereinziehungen bereichert hatte, wollte sich gegen seinen Retter und den eigentlichen Sieger der Schlacht bei Scurcola: Erard de Valery

durch ein Geschenk der Städte Amalfi und Sorrento dankbar erweisen; dieser aber verschmähte den blutbefleckten Dank mit den Worten: „Ich mag Nichts von Euren Gütern; was ich that, habe ich aus Liebe zu meinem König, dem frommen Ludwig und zum Ruhme meines Vaterlandes gethan“; und kehrte unverzüglich zu diesem nach Frankreich zurück. Carl liess auf dem Schlachtfelde von Scurcola eine Abtei Maria della Vittoria errichten; aber auch der Himmel schien seinen Dank zu verwerfen, denn ein furchtbares Erdbeben zerstörte diesen unheiligen Bau.

Genau einen Monat nach Conradins Tode starb Papst Clemens IV.; er soll jenen Frevel durch die höhnische Aeusserung: der Tod Conradins ist das Leben Carls! gebilligt haben; doch nachgerade wan er über dessen willkürliche Wirthschaft verstimmt, die jedes Maass der Gerechtigkeit überstieg und die unmöglich den Sieg und die Würde der Kirche unterstützen konnte. Carls eigener Bruder, König Ludwig, tadelte seine Grausamkeit, und der König von Aragonien schrieb ihm: er sei wilder als Nero und habe Unschuldigen nicht einmal so viel Milde wiederfahren lassen, als er selber in Egypten unter den Ungläubigen erfuhr. Der Tod Conradins brachte in Deutschland einen fürchter-

lichen Eindruck hervor; das war aber auch Alles, und man that Nichts, um die blutige Hand des Mörders zu lähmen; und bald zankte man sich egoistisch um die Alloden und Reichsgüter der Hohenstaufen.

Dante war ein Kind von drei Jahren, als diese Blutthat in Neapel vorfiel.

Sicilien trug das Joch Carls von Anjou bis zum Frühling 1282. Sein Heer stand im Lande ausgerüstet, um gegen Constantinopel aufzubrechen; zweiundvierzig königliche Castelle, die sich auf den festesten Puncten und in den grösseren Städten trutzig erhuben; schauten bedrohlich auf die Bevölkerung nieder, und eine noch grössere Anzahl derselben richteten die Feudalherren ihres Gebieters auf; ihre Paläst glichen Rüstkammern; sie hatten einen reichen Anhang von Baronen, die jederzeit schlagfertig standen: bei so obwaltenden Umständen wäre es eine Tollkühnheit gewesen, an eine Erhebung zu denken. Es dachte auch Niemand im Vorhinein daran, und doch erhub sich Alles.

Das Ostern der Erhebung brach unter den grausamsten Beschimpfungen herein, die Palermo erfuhr, welche Stadt von den Fremden am furchtbarsten misshandelt wurde. In Messina wirthschaftete Erbert d'Orleans, der königliche Vicar, in Palermo der Gerichtshalter Gio-

vanni di San Remigio, der würdige Helferhelfer seines Herrn. Seine Beamten schlugen nicht aus seiner Art; sie begingen die rechtesten Gelderpressungen, die besser mit dem Worte: Raub bezeichnet werden konnten; sie erlaubten sich Grausamkeiten, die um Rache gegen Himmel schrienen. Das Volk ertrug es mit Geduld. Da geschah es, dass die Bürger von Palermo, die bei Gott in seinem heiligen Tempel durch Gebete die Tröstung für die irdische Bedrängniss zu erflehen suchten, in der Passionswoche an dem Grabe Christi die entehrendsten Beschimpfungen erfahren mussten. Die Fiscushässcher suchten mit den Augen diejenigen heraus, die noch nicht die Taxen eingezahlt hatten, rissen sie gewaltsam von der heiligen Stätte fort, banden ihnen die Hände auf den Rücken und warfen sie in die abscheulichsten Gefängnisse. Sie schrienen dem Volke, das sich theils aus Neugier und theils aus Mitleid mit den Misshandlungen bei diesen Executionen einfand, höhnisch zu: „Zahlt eure Schulden, Ketzer, zahlt eure Schulden!“ Und das Volk ertrug auch das noch mit Geduld. Am Dienstag nach Ostern, der auf den 31. März fiel, wurde ein Fest in der Heiliggeistkirche begangen, bei dem sich jedes Jahr ein grosser Theil der Bevölkerung zahlreich einfand. Diese Kirche stand eine halbe Meile von

den südlichen Stadtmauern auf der Höhe eines steilen Absturzes; man liest in Klosterchroniken, dass ihr Grundstein zur Stunde einer Sonnenfinsterniss gelegt wurde; von der Einen Seite gähnte der schwindelnde Abgrund und rauschte ein heftig brausender Fluss, von der anderen Seite erstreckte sich eine reizende Ebene bis zur Stadt, die heute mit Häusern und Gärten verbaut ist. Die Ebene hatte auf allen Bäumen und Gebüschen ihre duftigen Blüthen aufgesteckt, der heitere blaue Himmel meinte es gut mit der Welt und die Sonne meinte es noch besser, die Lärchen sangen in den Lüften und jubilirten freudig aus voller Kehle, und fast ebenso freudig geberdeten sich die Bürger der Stadt Palermo, die auf dieser Ebene gegen die Kirche hinauszogen. Einzeln und in lachenden Gruppen ging man, hier und dort standen Tische, auf denen bunter Kram ausgelegt war, der seine Käufer fand; da sassen Einige und plauderten vergnügt selbander und weiter führte man selbst muntere harmlose Tänze auf. Man vergass für eine kurze Zeit die Quälerei der Fremdherrschaft und schlug die Sorgen des Daseins in den streichenden Abendwind. Diese Freude sollte aber bald gestört werden, als die bewaffneten Knechte des Gerichtshalters erschienen; Furcht und Abscheu bemächtigte sich aller Gemüther. Sie kamen, wie sie

sagten, um die Ordnung und die Ruhe herzustellen, drangen aber übermüthig in die Gruppen ein, verwirrten schadenfroh die Tänze und machten sich ungeziemlich an die Frauen. Der Eine theilte Händedrücke aus, ein Anderer ging noch weiter, ein Dritter wagte schon die frechsten Worte und die entpörendsten Geberden. Man verwarnte sie ruhig, sie möchten friedlich ihres Weges ziehen, ehrsame Leute ungekränkt lassen und vor Allem nicht gegen die Frauen ungezogen sein. Die jungen Leute aber, die zumeist über ihr Benehmen entrüstet waren, erhuben ihre Stimmen zu heftigen Rügen, so dass die Knechte unter sich sagten: „Sie müssen versteckte Waffen tragen, sonst würden es diese schäbigen Ketzer nicht wagen, uns so zu entgegnen“; ein Wort gab das andere und das zweite war immer heftiger als das erste; sie wollten nun die Bürger untersuchen, ob sie Waffen trügen, und schlugen jetzt schon mit Stöcken nach ihnen. Es pochten laut die Herzen der beiden Partheien. Da kam eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und edlen und bescheidenen Betragens, am Arme ihres Bräutigams und im Geleite ihrer Verwandten züchtig hergeschritten; der Franzose Droetto machte sich mit frechem Schimpf an sie und wollte sie nach Waffen aussuchen, dabei es nicht an den übermüthigsten Handgriffen fehlte;

sie sank ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams; dieser wollte vor Wuth ersticken und brachte nur den Schrei heraus: O, stürben doch endlich diese Franzosen, stürben sie doch sammt und sonders! Aber aus der Menge, die sich mittlerweile gesammelt hatte, sprang ein Jüngling vor, fasste Drotto an der Kehle, entriss ihm sein Schwert und durchbohrte ihn damit. Er fiel wohl selber bald als Opfer dieser That, die Einige als das leidenschaftliche Resultat einer geheimen Liebe für die beleidigte Dame und Andere als die Vollstreckung einer politischen Idee. im Auftrag eines unsichtbaren Oberhauptes nahmen: wie dem auch sei, sie wirkte mehr als langes Hin- und Herreden und müssiger Zank. Nieder, nieder mit den Franzosen! tönte es von allen Seiten: und dieser Ruf fand weithin und in allen Herzen einen Wiederhall. Ueber Drotto häufteten sich die Leichen beider Partheien. Die Menge läuft wild durcheinander, verbreitet sich nach allen Seiten und thut sich wieder gruppenweise zusammen. Die Bürger schlügen sich mit Steinen, mit Stöcken und mit Messern und wagten einen Kampf mit Leuten, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Ein freudiges Fest klang traurig aus und blutroth war fortan die Farbe dieses Festes. Die Kraft des Volkes erwachte mit aller Wuth, kurz war das Handgemenge, doch gross

die Niederlage; zweihundert Franzosen traten lebend auf den Schauplatz, zweihundert blieben dort als Leichen.

Die Aufständigen eilten nach der Stadt, schwangen die Waffen, die sie den Besiegten abgenommen hatten, und schrieen: Nieder mit den Franzosen! Wo sie einen Fremden trafen, metzelten sie ihn nieder. Der Ausdruck ihres Gesichtes, ein hingeworfenes Wort und jene Geheimsprache der Leidenschaft brachten mit dem Handumdrehen das ganze Volk zum Aufstand. Mastrangelo, ein Edelmann, warf sich zum Führer des entpöten Volkes auf; die Menge schwoll an, zertheilte sich in Rotten, stürmte durch die Strassen, zertrümmerte die Haustüren, durchstöberte die geheimsten Winkel und Verstecke; und immer schöll es: Tod den Franzosen! Wer nicht verwunden und wer nicht tödten konnte, der freute sich und klatschte in die Hände, wenn ein Anderer es that. Der Gerichtshalter, überrascht von diesem plötzlichen Aufstand, hatte sich in seinen stark befestigten Palast geworfen. Man verlangte seinen Tod: die wührende Menge umzingelte den Palast, schlug seine Vertheidiger zurück, stürzte hinein und durchraste mit wildem Geschrei alle Räume. Der Wütherich war entkommen, die Abenddämmerung und das wüste Durcheinander unterstützten seine Flucht, die er

mit zwei Dienern bewerkstelligte. Indessen hatte der Mord allüberall gewütet, die hereinbrechende Nacht schob ihn nicht auf, die aufgehende Sonne des anderen Tages beleuchtete ihn noch. Die Rache hatte noch nicht ihren lechzenden Durst in Blut gelöscht: es fehlte nur das Blut, um ihn zu löschen. Zweitausend Franzosen fielen in dieser Einen Nacht. Die richtige Aussprache eines einzigen Wortes: „Ciciri“ war die harte Probe, von der Tod oder Leben abhing; man zwang jeden Verdächtigen und jeden Unbekannten mit dem Eisen an der Kehle, dieses Wort auszusprechen, und wenn er dies nicht wie ein Eingeborner konnte, tödete man ihn ohne Gnade. Die Führer der Franzosen, die ihr Geschick um jede Energie brachte, vereinigten und schlugten sich nicht; sie gaben die Waffen willig an ihre Bedränger ab und riefen nur: Mich tödtet zuerst, mich! Nur von Einem erzählt man, dass er, nachdem man ihn aus seinem Verstecke hervorzog, nicht ungerächt sterben wollte und erst selber drei tödtlich verwundete, bis er fiel. Dann brachen die Aufständigen in den Convent der Minoriten und in das Predigerkloster ein und erwürgten die französischen Fratres. Der Altar war kein Asyl, Bitten und Thränen waren vergebens; man begnadigte nicht Greise und Kinder und Frauen. Man hatte es sich vorgenom-

men, den letzten französischen Saamen in Sicilien auszuroden: und darum riss man Säuglinge von der Brust ihrer Mütter und zerschmetterte sie an den Wänden; man ging in der Grausamkeit noch weiter und zerstörte die Nachkommenschaft der Franzosen in den Leibern schwangerer Frauen. Dies Blutbad war entsétzlich, grausam: es war aber ein gerechter Act der Rache der Unterdrückten gegen ihre Bedrücker, und lässt sich noch immer nicht in Vergleich stellen mit andern Blutbädern, die im Schoosse der civilisirten Städte von Brüdern gegen Brüder, die nur politisch, nicht aber durch Sprache und Abstammung geschieden waren, mit abscheulicher Wuth vollzogen wurden. Es war eiserne Nothwendigkeit, dass Sicilien, das von der Fremdherrschaft bis auf den letzten Blutstropfen ausgesögen, dem Hungertode preisgegeben und in seinen besten Heilighümern gekränkt und entwürdigt war, endlich sein drückendes Joch abwarf; wer kann mit der Volkswuth über das grausame Wie rechten. Man muss bei solchen Schauderscenen den vernünftigen Menschen beweinen, der nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist, und der durch solche grausame Thaten den Thieren der Wildniss nachahmt, das aber desshalb, weil er einen unerlöschlichen Durst nach fremdem Eigen hat, weil er jede fremde Leidenschaft und nur die eigne

- nicht tyrannisch beherrschen will, weil er immer aufgelegt zu schaden und weil er stets bereit zur Rache ist.

Doch war das grausame Blutbad der sicanischen Vesper zum Heile Siciliens. Die Nacht des 31. März, die zwischen einer zügellosen Rache und zwischen der besonnenen und fast erschreckten Ueberlegung des nächsten Tages lag, wurde von dem Volke zu einer schleunigen Berathung verwendet; mit einem Riesensprunge schwang man sich darin über die Vergangenheit hinweg: man schaffte frischweg die Königswürde ab, beschloss sich als Commune zu regieren und sich unter das Protectorat der römischen Kirche zu stellen. Der letzte Antrag war ein Act der Klugheit; man wollte nicht den Zorn und die Vergeltung des Papstes herausfordern, unter dessen Aegyde Carl von Anjou stand; man wollte ihn für die Erhebung stimmen, mit der man sich nur der Fremdherrschaft entledigen musste, ohne sich dabei von seinem eigentlichen Oberhaupte frei zu machen. So hatte man sich mit Einem Male in die Reihe der toscanischen und lombardischen Republiken gestellt. Ruggier Mastrangelo, Arrigo Barresi und Andere wurden zu Volksführern ausgerufen. Beim Fackelglanze, auf blutbeflecktem Boden, inmitten einer tobenden bewaffneten Schaar wurde der repub-

licanische Magistrat eingesetzt; Trompetenklänge schmetterten weithin, die Tambure tönten und tausend freudige Stimmen riefen: Wir wollen und wir haben ein gutes Regiment und die Freiheit. Nun entrollte man auch die alte Fahne der Stadt: den goldenen Adler im rothen Felde, und bald flatterte sie lustig im Frühlingswinde. Zugleich beschloss man aber, dem Papst die Schlüssel zu übersenden, um sich der Kirche unterwürfig zu bezeigen.

Die Herrschaft von Sizilien fiel nachgerade in die Hände der Tochter Manfreds: Constanza und ihres Gemahls. Carl von Anjou setzte zwar Alles in Bewegung, um Sizilien wieder an sich zu reissen: am 23. Juni 1284 wurde seine Flotte von dem Aragonesen Loria geschlagen, sein Feldherr l'Etendart und sein Sohn Carl gefangen und von den Einwohnern Messinas, im Rückblick auf Manfreds und Conradins Geschick, zum Tod verurtheilt. Constanza aber vergalt nicht Gleiches mit Gleichen, wollte kein blutiges Vergeltungsrecht üben und rettete den Sohn ihres ärgsten Feindes von dem Tode. Diese Schicksale hatten in Carl von Anjou nicht Reue, aber eine finstere Gewissensangst erzeugt, die seinem wilden Leben am 7. Jänner 1285 ein Ende setzte. Im nächsten Jahre zerstörte der Sizilianer Bernardo da

**Sarriano Astura, dabei ein Sohn des Verräthers
Giovanni Frangipani getötet wurde.**

**Dante war ein Jüngling von siebzehn Jahren,
als das Blutbad der sicilianischen Vesper
in Palermo vorfiel.**

VERLAG

von

Rudolf Kuntze in Dresden.

Baehr, Johann Karl. (Professor an der Academie der Künste zu Dresden etc. etc.) *Die Gräber der Liven.* Ein Beitrag zur nordischen Alterthumskunde und Geschichte. Nebst 21 lithographirten Tafeln und 2 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Royal. 4. (8 Bog. cart.) 1850. Rthlr. 3. 10 Ngr.

— — *Dante's göttliche Comödie* in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit, mit einer übersichtlichen Darstellung des Inhalts. Nebst lithographirten Plänen der 3 Reiche und 13 astronomischen Zeichnungen und Holzschnitten. Lex. 8. (15 Bogen) broch. 1852. Rthlr. 1. 20 Ngr.

Forester, Th. *Norwegen und sein Volk.*

Aus dem Englischen von M. B. Lindau.

Mit einer Karte von Norwegen und einer
Ansicht des Thales bei Gudvangen. Gr. 8.
(20 Bogen) broch.. 1852. Rthlr. 1. 10 Ngr.

Graesse, Joh. Georg Theod. Dr. (Bibliothekar

Sr. Maj. des Königs von Sachsen etc.) *Beiträge
zur Literatur und Sage des Mittelalters.*

4. (13 Bogen) geh. 1850. 24 Ngr.

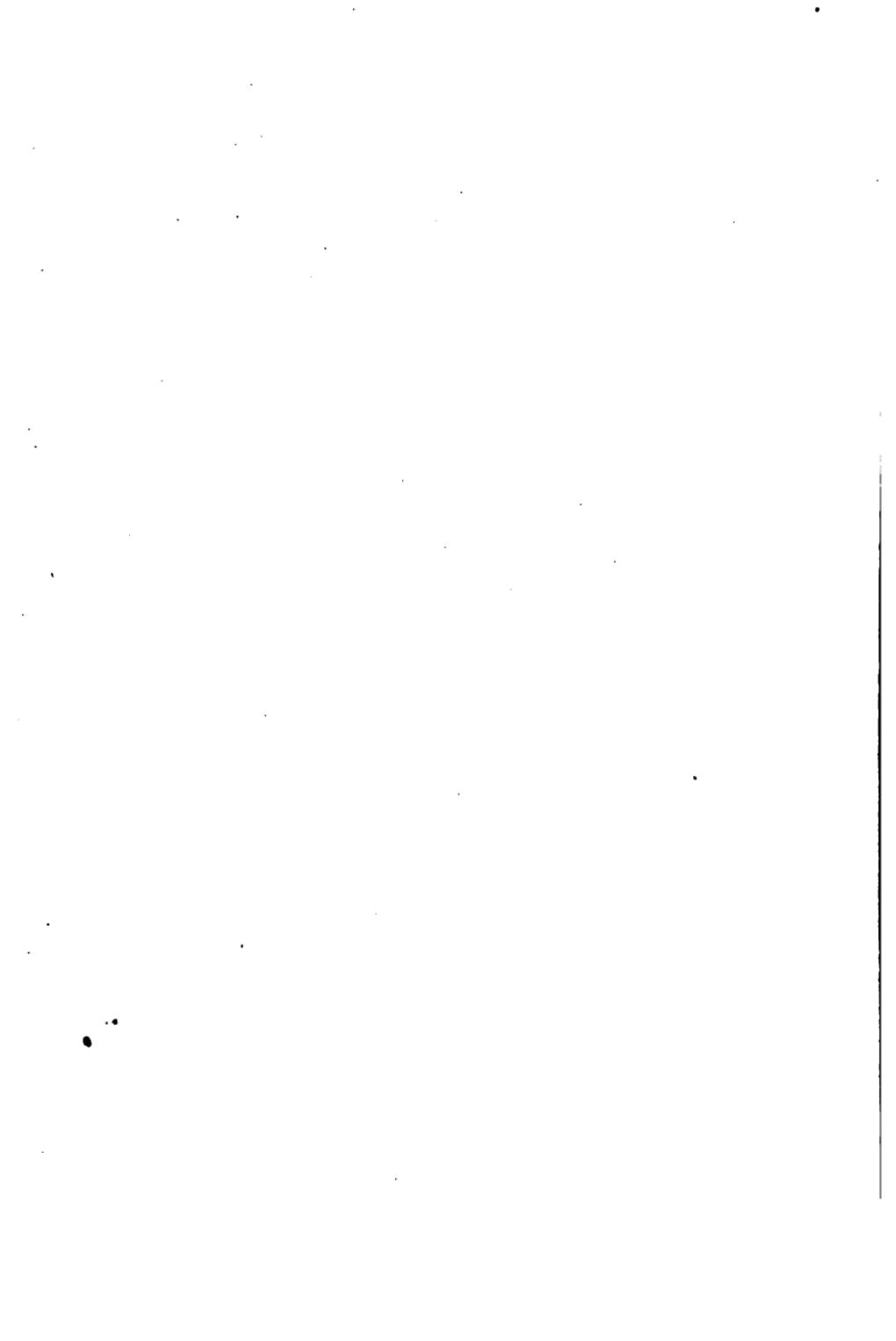
Kaeuffer, Joh. Ernst Rud. Dr. (Königl. sächs.

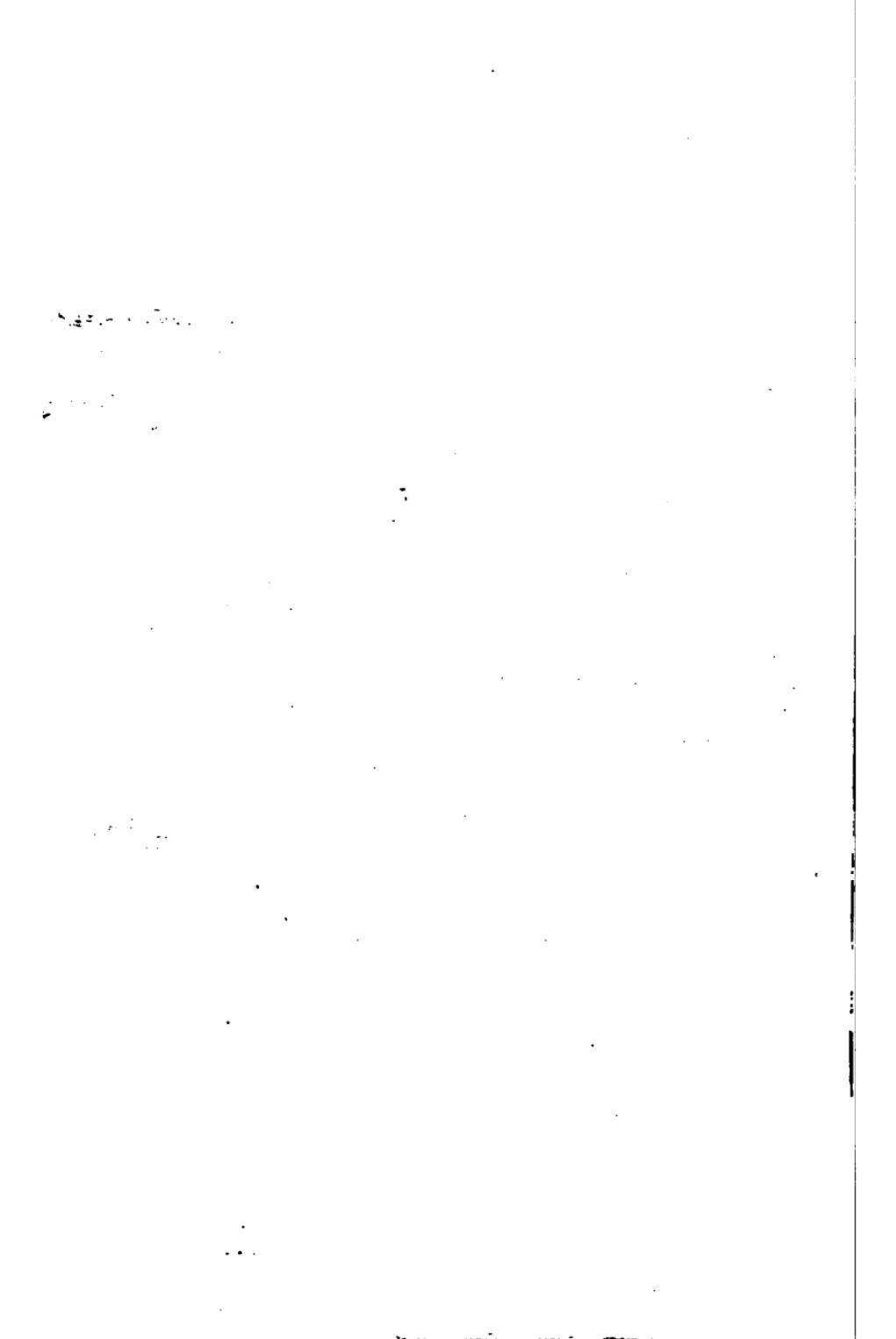
Consistorialrath, evangel. Hofprediger.) *Das chi-
nesische Volk vor Abrahams Zeiten*, zu
gutem Theile als Spiegel des 19. Jahrhun-
derts. Gr. 8. (9 Bogen) geh. 1850. 20 Ngr.

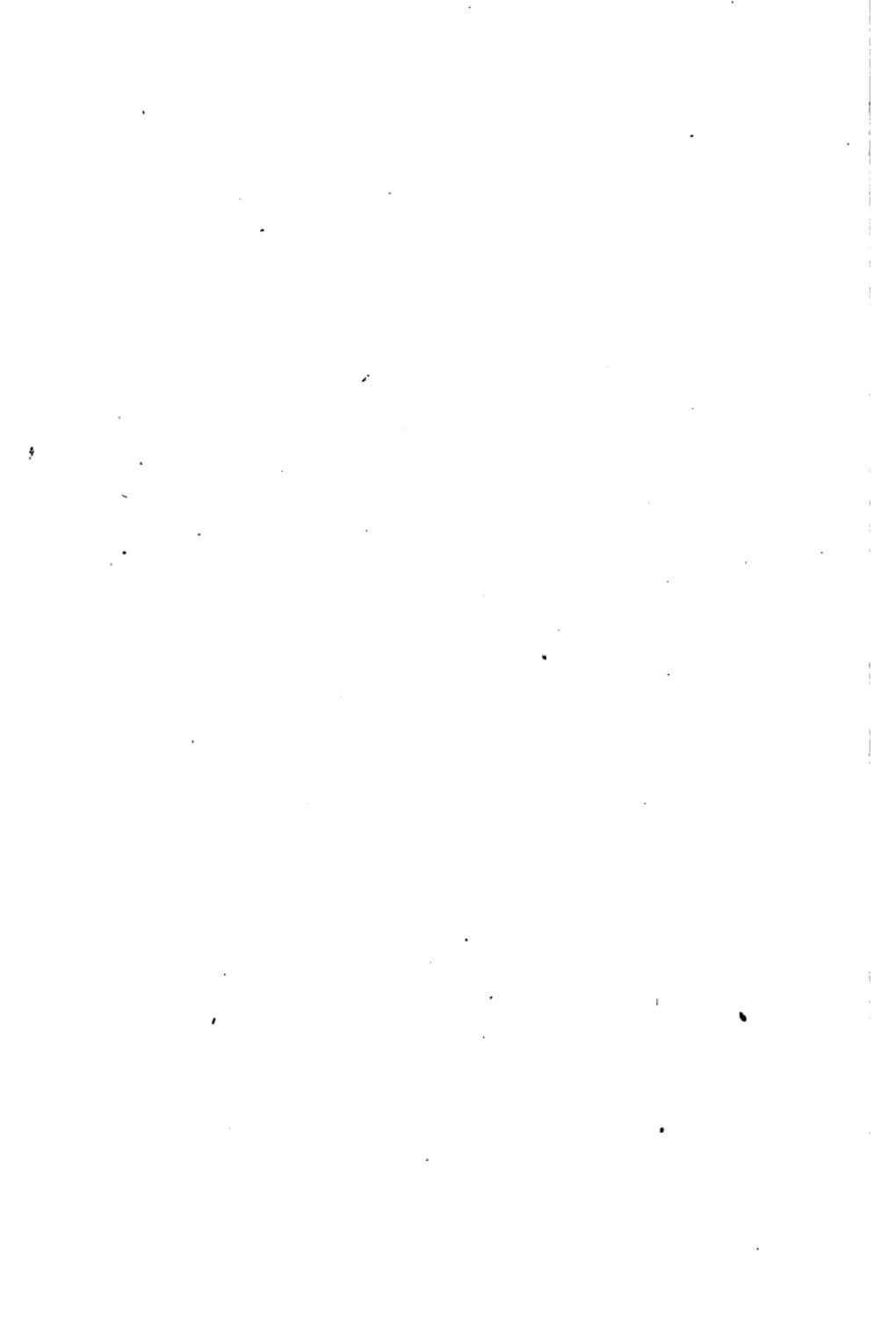
Kohl, J. G. *Skizzen aus Natur und Völ-*

kerleben. 2 Bde. gr. 8. (46 Bogen) broch.

1851. 3 Rthlr.









AUG 7 1882

NOV 21 1882

NOV 21 1882

